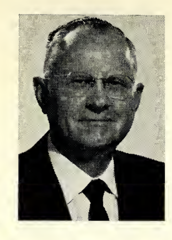


DER STERN
D 2
JULI 1968
NR. 7
94. JAHRGANG



Worte der Inspiration

VON DELBERT L. STAPLEY vom Rat der Zwölf

Jesus ließ uns das Wesen der himmlischen Heimat und der dort vorhandenen, für uns hergerichteten Wohnungen wegen Seiner unendlichen Weisheit und allumfassenden Menschenliebe erkennen. Jeder einzelne arbeitet hart am Aufbau seiner ewigen Wohnung, die ihm als Zuhause in der zukünftigen Welt, dem ewigen Leben, dienen soll.

Wenn wir uns mit allen Kräften anstrengen, um den höchsten Grad der Herrlichkeit zu erreichen, lohnt sich die Mühe, denn allein den Getreuen ist er verheißen. Wir haben göttliche Belehrungen erhalten, die uns zeigen, welche Voraussetzungen wir für diese Herrlichkeit erfüllen müssen.

Ein wahrhaft geistiger Mensch erhält Freude, Glück und ein erfülltes Leben in göttlichen Dingen und Eigenschaften: Gebet, Demut, uneigennütziger Dienst, Güte, Tugend, Keuschheit, Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes und Seinen Gesetzen, unverstellte Liebe, Edelmut und Achtung vor heiligen Dingen sowie alle anderen Eigenschaften, deren Entwicklung und Anwendung Gott von uns erwartet, solange wir sterblich sind. Vielleicht reicht dieses kurze Leben nicht aus, alle diese Eigenschaften kennenzulernen; aber wenn wir alle ausüben, die wir kennen, können wir das Gerüst aufstellen, welches das Gebäude des ewigen Lebens zu tragen vermag.

INHALTSVERZEICHNIS

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN
DER KIRCHE JESU CHRISTI
DER HEILIGEN
DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCH-
SPRACHIGEN
PFÄHLE UND MISSIONEN

JULI 1968
94. JAHRGANG · NUMMER 7

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9

Redaktion:
Ezra Taft Benson
John E. Carr
Kenneth B. Dyer
Immo Luschin-Ebengreuth
Walter H. Ruf
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

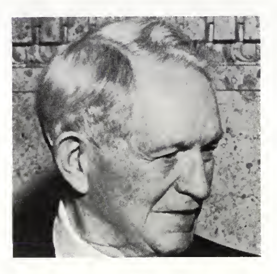
Layout:
Harry Bohler
Ingrid Kingore

Vertrieb und Anzeigenleitung:
DER STERN,
6 Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9
Anzeigenschluß
am 5. des Vormonats

Bezugsbedingungen:
Auflage 6000. — DER STERN erscheint monatlich. — Bezugsrecht: Einzelbezug 1 Jahr DM 15,—, ½ Jahr DM 8,—, USA $ 4,— bzw. DM 16,—. Postscheckkonto Frankfurt/M. Nr. 154 (Frankfurter Bank, Sonderkonto DER STERN 3019/02) — Für die Schweiz: sfr. 16,—. Postscheckkonto Nr V 3896 der Schweizerischen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Basel. — Für Österreich: öS 100,—, zahlbar an die Sternagenten der Gemeinden.

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main

Predigten in ein oder zwei Sätzen



VON PRÄSIDENT DAVID O. McKAY

Wer Erfüllung und Zufriedenheit sucht, möge täglich in seinem Umgang mit dem Nächsten die Ideale des Evangeliums Jesu Christi anwenden.

✳

Welchen Beruf du auch erwählt hast, versuche darin dein Bestes zu tun.

✳

Was ein Mensch in seinem Herzen glaubt, das erfüllt auch sein Denken. Wie ein Mensch denkt, ist auch seine Lebensweise.

✳

Die Menschen übertreffen ihre Ideale nie. Oft erreichen sie sie nicht, aber daß sie sie übertreffen, kommt nicht vor.

✳

Aus ganzem Herzen sage ich euch, daß das Leben nur dann Nutzen, Freude, Frohsinn und Glück bringt, wenn man zuerst nach dem Reich Gottes trachtet, wie Christus uns ermahnt hat.

✳

Wenn die sich als Christen bezeichnenden Menschen mit Kampfesmut sich der Führung dessen unterstellen, den sie den König der Welt nennen, wenn sie Seine sittlichen und geistigen Lehren nicht nur als Theorien, sondern als Tatsachen anerkennen, wenn sie durch Güte und Rücksichtnahme den Egoismus verbannen; wenn sie die Grundsätze wahrer Freiheit auch tatkräftig verteidigen, erst dann wird sich die Hoffnung erfüllen, daß statt Unrecht Rechtschaffenheit in das menschliche Herz einkehrt und daß der tägliche Umgang der Menschen miteinander eine ehrenhafte Grundlage erhält. Erst dann können die Königreiche dieser Welt zum Reich Gottes werden.

✳

Zwar ist Selbsterhaltung das oberste Gesetz in der Natur, aber es gilt nicht für das geistige Wachstum. Wer sich von seinem Egoismus und seinen Leidenschaften beherrschen läßt, versklavt seine Seele. Wer aber in erhabener geistiger Stärke materielle Neigungen und Wünsche und seine Besitztümer in den Dienst eines Werkes stellt, das höher als Wohlleben und Bequemlichkeit steht, hat damit angefangen, sein Leben glücklicher und inhaltsvoller zu gestalten.

In wohl niemals dagewesenem Maße haben wir jetzt wirklich den Zeitpunkt erreicht, an dem die Menschen sich gemeinsam mit Weisheit darüber Gedanken machen müssen, wie man die Welt zu einem würdigeren Ort für unsere Existenz machen kann.

*

Die Welt hat nichts nötiger, als aufrichtig und tätig Glauben an die Grundlehren des Jesus von Nazareth auszuüben. Daß viele diese Wahrheit nicht anerkennen, ist um so mehr ein Grund für die aufrichtigen Gläubigen, sie zu verkünden.

*

Der Mensch muß sich erneut dem Grundsatz der Selbstlosigkeit unterstellen. Wenn die Menschen nur für sich selbst leben, kann die Welt Frieden und Freiheit nicht erhalten.

*

Gehorsam Christus und Seinen Gesetzen gegenüber führt zum Leben, ja zum ewigen Leben.

*

Ohne den Glauben an den endgültigen Triumph der Wahrheit, wie ihn uns das Evangelium Jesu Christi lehrt, können wir nicht wirklich an Gottes Existenz und daran glauben, daß wir Seine Kinder sind.

*

Wer nach den einfachen Grundsätzen lebt, zu deren Befolgung er sich durch die Bündnisse der Taufe und danach des Abendmahls und in vielen Fällen des Hauses Gottes verpflichtet hat, erfüllt eine edle Mission, und Gott wird ihn dafür belohnen.

*

Die Mission der Kirche besteht darin, daß wiederhergestellte Evangelium zu verkündigen, die Menschen zu einem freundschaftlicheren Zusammenleben zu ermuntern und in unseren Gemeinschaften eine gesunde Umgebung zu schaffen, die unseren Kindern hilft, Stärke gegen Versuchungen zu entwickeln und kulturelle und geistige Leistungen zu erstreben.

*

Das wiederhergestellte Evangelium ist eine vernunftgemäße und praktische Philosophie, die den Menschen den Weg zum Glück in diesem und im zukünftigen Leben lehrt.

Möge Gott uns helfen, unsere Pflichten und Berufungen zu erfüllen, besonders unsere Pflichten als Väter und Mütter gegenüber den Kindern Zions, denn diese sind Schätze des Himmels, die uns gegeben worden sind.

*

Charakterstärke erhält man nicht durch Nachgeben gegenüber dem Unrecht. Nur durch Widerstehen gewinnt man Stärke.

*

Das Gesetz der Natur läßt den Stärksten überleben. Gottes Gesetz dagegen fordert uns dazu auf, unsere Kräfte und unsere Habe zum Nutzen und Glück unserer Mitmenschen zu verwenden.

*

Die Ehe bedeutet für die Mitglieder der wiederhergestellten Kirche eine göttliche Verordnung. Durch sie und durch verständnisvolle Erfüllung der Elternpflichten eröffnet sich der sicherste Weg zum Fortschritt der Menschheit. Man soll nicht leichtfertig in den Ehestand treten oder ihn nach Belieben beenden. Die erste Schwierigkeit darf man nicht zum Anlaß nehmen, ihn aufzulösen.

*

Die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage ermöglicht es, die Familie rein und nützlich zu erhalten.

*

Gott muß der Mittelpunkt unseres Lebens und des Lebens der ganzen Menschheit sein.

*

Ein wahrhaft menschliches Wesen wird nicht allein durch äußere Einflüsse hervorgebracht. Tugend kommt aus dem Innern.

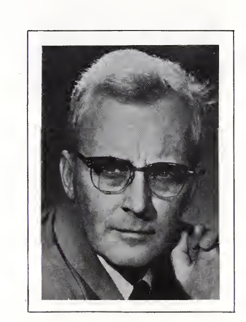
*

Wer sich nur von rechtschaffenen Gedanken und Gefühlen beherrschen läßt, wird auch dementsprechend handeln.

*

Ein noch so ansprechender junger Mann und das schönste Mädchen erleiden durch mürrisches Wesen oder Unzufriedenheit Abbruch an ihrer Schönheit.

Die Köstliche Perle aus einer neuen Sicht



VON DR. HUGH NIBLEY

Erster Teil: Angriffe und Erwiderung

Alles Amateure

Will man die großen Probleme unserer Zeit bewältigen, so wird ein immer größeres Wissen erforderlich. Dies führt dazu, daß man einen gewissen Grundsatz immer mehr betont, der sich noch vor ein paar Jahren sehr merkwürdig angehört hätte: „Es gibt keine Gebiete — es gibt nur Probleme!" Dies will besagen, daß man alles zur Erörterung und Lösung von Problemen heranziehen muß, was zu ihrem Verständnis erforderlich ist: wenn man für eine bestimmte Aufgabe eine besondere Art der Mathematik benötigt, muß man diese erlernen; braucht man drei oder vier Sprachen, so muß man sie lernen; und wenn gar 20 Jahre erforderlich sind, so muß man bereit sein, diese zu opfern — andernfalls muß man sich einer anderen Aufgabe zuwenden. Die akademischen Grade und Leistungsausweise sind zum größten Teil belanglos, wenn zur Lösung eines Problemes Kenntnisse benötigt werden, die in mehr als ein Fachgebiet greifen und die ein Akademiker nicht durch einen oder einem Dutzend akademischer Grade erlangt.

So stellt uns die Köstliche Perle vor eine Reihe großer Probleme, mit denen sich noch kein Ägyptologe befaßt hat. Die Kenntnis des Ägyptischen ist die erste Bedingung, die man erfüllen muß, wenn man solche Probleme lösen will, doch dies ist noch lange nicht alles. Trotzdem muß man sich zuerst um die Grundlagen bemühen: „Nur wenige erreichen es," schrieb einer der ersten neuzeitlichen Forscher auf diesem Gebiet. „Altägyptisch zu lernen, denn man braucht sehr lange und muß sehr viel Schwierigkeiten überwinden, wenn man zu der Hieroglyphensprache Zugang gewinnen will ... Aber kann ein Historiker ... darauf verzichten, die immer zahlreicher und verschiedenartiger auftretenden Originalurkunden selbst zu durchforschen, ohne daß er gegen das oberste Gesetz seiner Wissenschaft verstößt?" [42]

Ob wir es wollen oder nicht — wir müssen uns mit dem Ägyptischen abfinden, und wir handeln nur gerecht, wenn wir zur Verteidigung der Fachleute sagen, daß blinder Gehorsam gegenüber Autoritäten und Glaube an sie zwar schlimm sein kann, daß aber die dadurch verursachte Pfuscherei noch schlimmer sein kann, wenn sich nämlich mancher Laie als Autorität ausgibt — ein Nachahmer anderer unfähiger Menschen. Ohne fachliche Kenntnisse kommt man nun einmal nicht aus, und auch in der Wissenschaft geht es nicht ohne „Autorität". Darüber hat Thomas S. Kuhn ausführlich gesprochen. Auf jedem Wissensgebiet gibt es theoretische Beispiele, die man gründlich beherrschen muß, wenn man sie schnell, geschickt, gleichsam im Schlaf als Werkzeug zur Lösung von Problemen verwenden will. Ein Fachmann kann diese Werkzeuge richtig anwenden, und wenn die Doktoren sich nicht bereitfinden, ihre Kenntnisse *anzuwenden,* um die Köstliche Perle gründlich durchzuarbeiten, so muß dies nicht heißen, daß diese Kenntnisse für diese Arbeit nicht wichtig sind — im Gegenteil, man kann auf sie nicht verzichten.

Niemandem wird ein Text aus alter Zeit etwas sagen können, der der betreffenden Sprache unkundig ist. Das Ägyptische mit seiner Bilderschrift ist dagegen schon immer ein einzigartiges Geheimnis gewesen. Im fünften Jahrhundert kam Horapollo auf den Gedanken, jedes Bildchen mit einer symbolischen Bedeutung zu verbinden. Wenn man die Symbole dann zusammensetzt, kann man daraus die Bedeutung des ägyptischen Textes entnehmen. Bis zu der Zeit Champollions haben die angehenden Übersetzer diese Theorie vertreten, und auch unter den Heiligen der Letzten Tage glauben noch wel-

che daran, die dann in den Faksimiles immer neue Geheimnisse entdecken und die schadhaften Felsenzeichnungen von Indianern ägyptischen Zeichen gleichsetzen.

Es ist wirklich schwer, der Versuchung zu widerstehen, daß man Bilderschrift nach seinem eigenen Gutdünken übersetzt. So ließ jemand bei der Generalkonferenz vom April 1967 ein Flugblatt herumgehen, das offen und unbefangen den Titel trug: „Wie könnte jemand der Wahrheit widerstehen wollen?" Die „Wahrheit" stellte in diesem Fall die schlichten Vermutungen dar, die der Verfasser über das Ägyptische hatte. So meinte er, daß ein aus vier Teilen bestehendes Zeichen nicht mehr als ein einziges ägyptisches Wort bedeuten könne. Die alten Sprachen haben es aber nun einmal so an sich, unseren heutigen einfachen Auffassungen zu widersprechen. Insbesondere hatten die Ägypter eine unwiderstehliche Neigung zu Abkürzungen, Auslassungen, Umstellungen, Wortspielen und Geheimschriften, und in den überlieferten Texten gibt es viele Zeichen, die selbst dann, wenn wir wissen, was sie bedeuten (was ganz und gar nicht immer der Fall ist), zu ihrer Erklärung mindestens ein oder zwei Sätze erfordern. Jedem steht es frei, an der Bedeutung eines ägyptischen Satzes herumzuraten, und es ist sehr malerisch, mit anzusehen, wie die Ägyptologen Tag für Tag und Jahr für Jahr damit beschäftigt sind, gegenseitig an ihren Übersetzungen herumzubasteln und Verbesserungen zu erfinden. Aber es steht *nicht* jedem frei, seine Übersetzung als „die Wahrheit" hinzustellen und dann gekränkt und mit anklagender Stimme zu fragen: „Wie könnte jemand der Wahrheit widerstehen wollen?" „Ich habe nach einem Grundsatz gehandelt, den ich für höchst wichtig erachte", schrieb A. H. Gardiner, der Wortführer der Sprachwissenschaftler für das Ägyptische, „selbst ein falscher Gedanke ist besser als überhaupt keiner, und bei der Übersetzung kann man nur weiterkommen, wenn man den Kritikern ein festes Ziel liefert, auf das sie zielen können." [43] So weit also war er von dem Gedanken entfernt, daß die Fachleute jemals ein Körnchen Wahrheit besitzen!

Den Fachleuten kann man es jedoch kaum zum Vorwurf machen, daß sie sich nicht gleich mit jedem auf Auseinandersetzungen einlassen, denn sie fürchten sich vor einer besonders heimtückischen, durch ihren Beruf bedingten Gefahr.[44] Alles, was ägyptisch ist, liegt in einem Schleier des Geheimnisses und der Romantik. Dies hat schon immer Schwärme von geistig Beschränkten, Sektierern, unreifen Gelehrten, selbsternannten Fachleuten und ausgesprochenen Scharlatanen herbeigelockt. Der arme Ägyptologe, der sich dauernd mit solchen Typen und ihren Possen auseinandersetzen muß, ist verständlicherweise immer auf der Hut und wird schnell mißtrauisch, wenn er nur die kleinsten Anzeichen von Wunschdenken oder freier und unbesorgter Logik wahrnimmt. Gleichzeitig hat jeder Ägyptologe etwas von einem Kreuzfahrer an sich, der sich dazu verpflichtet fühlt, für sein wichtiges, aber vernachlässigtes Gebiet Interesse zu erwecken. Es ist natürlich und menschlich, daß er jeden, der ernsthaft sucht, nicht gleich abweisen will und daß er nicht jeden möglichen zukünftigen Gönner oder Wohltäter seiner Kunst verletzen will. Dazu kommt, daß der Ägyptologe selbst tief im Innern romantisch veranlagt ist, sonst würde er sich nicht mit diesem Wissensgebiet beschäftigen. Es besteht daher zwischen den Ägyptologen und den Ruhmsüchtigen eine insgeheim, manchmal auch recht unverholen eine ziemlich erkennbare Verwandtschaft. Dadurch verhält er sich natürlich oft noch vorsichtiger; denn er kann es sich nicht leisten, es mit Menschen zu tun zu bekommen, die der Romantik nachjagen, oder in diese Klasse eingestuft zu werden. Er beginnt, wie ein Vollblutpferd zu scheuen, wenn er nur ganz entfernt etwas Unsinniges wittert. Streitereien über Religion fürchtet er wie den Tod. Man verlangt einfach zuviel von diesen Leuten, wenn man erwartet, daß sie für Joseph Smith freundliche Worte finden — der ernsthafte Ägyptologe kann dieses Risiko nicht eingehen. Es ist sogar bekannt, daß man sein berufliches Ansehen aufs Spiel setzen kann, wenn man sich zu offen und zu lebhaft für die Köstliche Perle oder das Buch Mormon interessiert.

Bischof Spalding bereitet eine Überraschung vor

Wer Bischof Spalding kennt, der beschreibt ihn als einen charmanten Mann, der mit Überzeugungskraft zu sprechen weiß, „einen geborenen Polemiker", einen begeisterten Intellektuellen, der „sich mit den Vertretern der neuesten Form des neuzeitlichen und fortschrittlichen Kritizismus in eine Reihe stellt ... und die Gedanken dieser Denkrichtung ohne Furcht übernimmt", als einen eifrigen Sozialreformer, der von den Mormonen verlangt, seinen „historischen Glauben" anzunehmen und dem es gleichzeitig leid tut, daß ebendiese Mormonen genau das tun, was er seine eigenen Leute in organisierter Tätigkeit tun sehen möchte, während er bestrebt ist, „das Haus des Glaubens mit dem Staubwedel marxistischer Spitzfindigkeiten ‚zu kehren und zu schmücken'".[47]

Er stritt zwar ab, daß seine Broschüre „besonders unter den Schülern der HLT-Oberschulen verteilt wurde", aber er gestand, daß er sie in die Hände derer kommen ließ, die sie ihnen zugänglich machen würden.

Dieser Mann konnte die aufgeklärte Denkweise des Jahres 1912 mit Joseph Smith's übernatürlichen Erlebnissen einfach nicht in Einklang bringen. Er bemühte sich sehr um den Anschein der Fairneß und war eifrig darum bemüht, seine Ansichten durch bedeutende Gelehrte zu stützen, wenn er den Propheten auf die Probe stellte. Dies veranlaßte sogar B. H. Roberts zu dem Bekenntnis, daß „seine Methode völlig rechtmäßig ... (sei) und man der darin zum Ausdruck gekommenen Haltung keinen Vorwurf machen kann".[48]

Andere aber sahen sich die Sache genauer an und waren nicht mehr so überzeugt: Osborne J. P. Widtsoe schrieb: „Scheinbar bedient sich der Bischof fairer Argumente [und] bemüht sich darum, auf seine Leser durch Offenheit, Freimütigkeit, Unparteilichkeit und Ehrlichkeit Eindruck zu machen; aber jedes seiner Argumente gründet sich auf unfaire Gedankenschlüsse, auf irgendwelche falschen Voraussetzungen ... Seine Fairneß liegt nur an der Oberfläche." [49] In einem in der New York Times

veröffentlichten Interview tritt die Berechtigung dieses Vorwurfs klar zutage. Die großmütige Liebe und Zuneigung des Bischofs zu den Mormonen gewinnt hier einen deutlichen Hauch der Unechtheit: „Bischof Spalding sieht voraus, daß sich der intellektuelle Teil der Mitglieder vom Mormonismus abwenden wird, und dadurch wird die Kirche des Propheten Smith in Zerfall geraten. Aus diesem Grund behandelt er die Mormonen lieber als seine Freunde, statt sie anzugreifen." [50]

Dr. Frederick J. Pack, der Freund Spaldings, durchschaute diese listige Taktik, die Bischof Spalding während seiner Abwesenheit von Utah so offen zugab. Über ihre Wirksamkeit schrieb er folgendes: „... Dr. Spalding hat sich mit seiner scheinbaren Fairneß einen Weg in die Reihen der Heiligen der Letzten Tage gebahnt, auf dem die aus seinem Artikel zu ziehenden Konsequenzen bald nachfolgen könnten." [51] Einer der Freunde Dr. Spaldings, ein Bankier aus dem Osten, fragte den guten Bischof einmal: „Warum soll man die Mormonen nicht in Ruhe lassen?" Seine Antwort war: „Wenn ich sehe, daß sie an etwas glauben, was geistig und moralisch nicht richtig ist, dann habe ich dasselbe Gefühl, das Sie hätten, wenn Sie wüßten, daß einige Leute Falschgeld herstellten." [52] Unsere Verfassung (Amerika) hat ausdrücklich erklärt, daß man kein Verbrechen begeht, wie bei Falschmünzerei, wenn man über irgend etwas falscher Ansicht ist. Hätte Dr. Spalding von dieser Verfassung jemals etwas gehört, so könnte er den Gedanken immer noch nicht ertragen, daß eine Religion mit seiner Ansicht nach falschen Lehren weiterbestehen dürfe, obwohl er sich so gern liberal gibt.

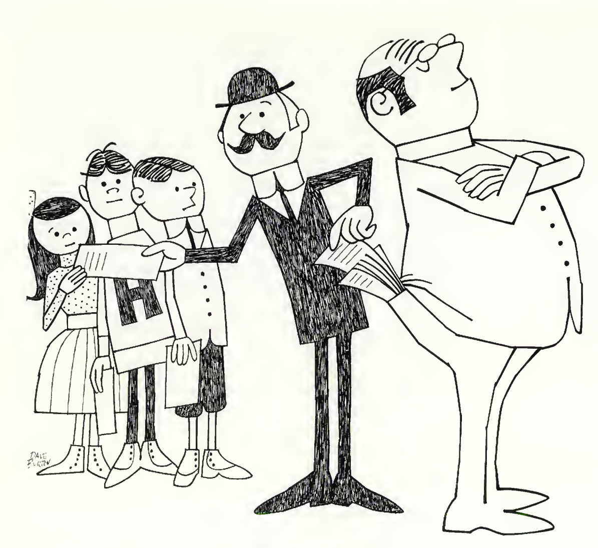
Während der Bischof taktisch ein süßes Lächeln aufsetzte („Er schreibt in freundlicher Weise an die Mormonen", sagt die Times), arbeitete er mit aller Kraft an seinem Zerstörungsplan. Nach dem Inhalt des Interviews in der Times verrichtete Bischof Spalding „....einen großen Teil [seiner] Arbeit im Metropolitan Museum of Art in dieser Stadt".[53] Dies läßt vermuten, daß die endgültige Fassung erst nach einigen anderen, wirkungslosen Versuchen Gestalt gewann. Viele, die bessere Gelehrte als Dr. Spalding sind, haben bemerkt, daß Joseph Smith's Offenbarungen, so leicht sie auf den ersten Blick auch anzugreifen sind, bei zunehmend gründlicher Untersuchung einer Widerlegung immer mehr Schwierigkeiten bereiten. „Man sagt, daß der Bischof mit seiner Zeit und seinen Gedanken verschwenderisch umging, als er im Laufe mehrerer Jahre sein literarisches Werk anfertigte, wobei er mit Sicherheit annahm, die Erscheinung des Buches im Druck würde das Ende der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage bedeuten." [54] Ein kleines Buch mit nur acht sehr kurzen Abschnitten zu verfassen, kann nicht allzuviel Aufwand und Zeit erfordern; was also hat Dr. Spalding in all diesen Jahren nur getan? Daß er so lange und so mühevoll arbeiten mußte, um dann nur so wenig hervorzubringen, spricht sehr stark für Joseph Smith.

Das wenige, was er hatte, verwendete Dr. Spalding dafür aber mit der bestmöglichen psychologischen Geschicklichkeit (eine alte Methode von Geistlichen). Er bereitete den Mormonen eine Überraschung, als er schließlich „sämtliche zur Verfügung stehenden Geschütze auf uns abfeuerte", wie Professor N. L. Nelson es ausdrückte: „... denken Sie nur", schrieb er an den Bischof, seinen alten Freund, „was das für eine ‚Unvorsichtigkeit' ist! Ohne Kriegserklärung, zu einer Zeit des völligen Friedens!" Für Dr. Spalding war es gerade diese Überraschung, die Bestürzung und Verwirrung stiften sollte. Doch obwohl es ein schwerer Schlag war, „was drei Viertel von uns betrifft, so war die Wirkung doch nur ein sensationelles Schauspiel — alles nur Rauch und Lärm." [55]

Wie Spalding zugab, hatte er die Absicht, „Tausende von jungen Männern und Frauen" vor dem „völlig unlogischen, nicht wahrheitsgemäßen, ungeistigen und unmoralischen System Joseph Smith's, jun., zu bewahren".[56] Er stritt zwar ab, daß seine Broschüre „besonders unter den Schülern der HLT-Oberschulen verteilt wurde", aber er gestand, daß er sie in die Hände derer kommen ließ, die sie ihnen zugänglich machen würden.[57] Wenn man an die intellektuelle Ehrlichkeit appelliert, ohne dies mit der Forderung eines konsequenten Studiums zu verbinden, kann man immer damit rechnen, daß man mit einigem Erfolg auf diejenigen wirkt, die sich gern einen intellektuellen Anschein geben wollen. R. C. Webb stellte fest, daß Spalding die snobistischen Gefühle angesprochen hat, was in Universitätskreisen immer einen gewissen Erfolg zeitigt, und daß er daraus Profit geschlagen hatte.[58] Als daher jemand bei der Abschiedsansprache an der Universität von Utah zwei Jahre darauf die so oft wiederholte Forderung nach größerer geistiger Freiheit erneut aufstellte, war es dann auch keine große Überraschung, daß ein zu Besuch an der Universität weilender Professor seine Kühnheit öffentlich als ein unmittelbares Ergebnis der Tatsache wertete, daß Spalding die Mormonen davon überzeugt habe, „eines ihrer heiligen Bücher (sei) eine Fälschung." [59] Bischof Spalding kränkte es, als die Mormonen sich nicht geschlagen gaben, obwohl er „bums" sagte, und er erklärte, durch seinen Plan habe er „nicht nur die Fähigkeit der Ersten Präsidentschaft der Kirche auf die Probe gestellt, sondern auch die Glaubwürdigkeit des jetzigen Oberhauptes der Kirche", denn dieses habe sich sehr unklug verhalten, indem es Joseph Smith geglaubt habe und nicht den Fachleuten Spaldings.[60] Es wird jetzt aber Zeit, sich diesen berühmten Test einmal genauer anzusehen.

„Gerade der Test, den wir brauchen"

Das Buch von Hochwürden Spalding ist „meinen vielen Freunden unter den Mormonen, die nach der Wahrheit ebenso ernsthaft suchen", wie er es von sich selbst hofft, gewidmet. Indem er so menschlich und großmütig anfing, überraschte er die Mormonen, die darauf nicht gefaßt waren, und so wollte er es auch. „Die bezeigte Fairneß, mit der die Untersuchung durchgeführt wurde, und die offensichtlich wohlfundierten Folgerungen", schrieb Professor Pack, „bedeuteten für das Volk der ‚Mormonen' gewissermaßen eine Überraschung, denn es war nicht an schmeichlerischen Schwindel gewöhnt." [61]



Spalding beginnt in dem Buch damit, daß er großmütig zugibt, andere hätten die Mormonen zu heftig, unhöflich, unfair und auf Grund falscher Informationen beurteilt, und nun sei es an der Zeit, die Behauptungen des Propheten auf ruhige, faire und sachliche Weise zu prüfen. Vor allem sei das Buch Mormon „noch nie so gründlich geprüft worden, wie es wegen seiner Bedeutung notwendig wäre".[62] Um dieses Versäumnis nachzuholen fängt der Verfasser dann mit einem so unehrlichen, falschen Test der Inspiration von Propheten an, wie sich ihn die Schriftgelehrten und Pharisäer nur jemals ausgedacht haben.

Spalding stellt zunächst fest, daß das Buch Mormon, wenn es „wahr ist, nach der Bibel das wichtigste Buch der Welt darstellt", und bemerkt dann, daß es jetzt noch nicht möglich sei, das Buch endgültig auf seine Echtheit zu prüfen, daß man aber Joseph Smith's Übersetzungsfähigkeiten gut dadurch prüfen kann, daß man nicht das Buch Mormon, sondern eine andere Übersetzung von ihm, nämlich das Buch Abraham in der Köstlichen Perle, heranzieht. Nach Bischof Spalding bietet dieses Schriftstück „gerade den Test, den wir brauchen, um festzustellen, wie gut Joseph Smith übersetzt hat".[63]

Und er hat recht. Mit diesem Buch steht uns alles für einen fast unfehlbaren Test Notwendige zur Verfügung. Außerdem war Joseph Smith selbst der erste, der einen Test vorschlug und sich ihm dann unterzog. Als die Papyrusrollen mit dem Buch Abraham in die Hände des Propheten gelangt waren, erfuhr er, daß ihr Eigentümer, Michael H. Chandler, keine Mühe gescheut hatte, um in den großen Städten, in denen seine Mumien ausgestellt waren, die Ansichten der Fachleute dazu zu erkunden. Da ging der Prophet ganz von selbst in ein Zimmer und übersetzte einige Zeichen. Danach schlug er Herrn Chandler vor, seine Übersetzung von den gelehrtesten Leuten prüfen zu lassen. Chandler war entsprechend erstaunt, als dies geschehen war, und bescheinigte und unterzeichnete unaufgefordert folgendes:

„. . . dies ist an alle gerichtet, die wissen wollen, wie es um die Fähigkeit des Herrn Joseph Smith, jun., bestellt ist, die in meinem Besitz befindlichen alten ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern, die ich den gelehrtesten Leuten in vielen bedeutenden Städten gezeigt habe. Ich habe festgestellt, daß die Übersetzung des Herrn Joseph Smith, jun., in allen Einzelheiten mit dem übereinstimmt, was ich auf jede nur mögliche Weise in Erfahrung bringen konnte." [64]

Parley P. Pratt meint, daß Chandler vielleicht „bei einer einzigen Gelegenheit jemanden getroffen (hat), der ein kleines Stück entziffern oder wenigstens angeben konnte, was es seiner Vermutung nach zu bedeuten habe", denn niemand in Amerika sei wirklich imstande, das Zeug zu lesen.[65] Orson Pratt drückte es anders aus: „Wohl erhielt Herr C[handler] von Gelehrten die bestmögliche Übersetzung einiger Schriftzeichen. Dies war allerdings keine echte Übersetzung, sondern nur das, was sie sich so ungefähr darüber dachten; denn sie kannten die Sprache nicht so gut, daß sie eine wörtliche Übersetzung hätten liefern können." [66]

Es ist eigenartig, aber diese Feststellung trifft genau auf Spaldings acht Fachleute zu, wie wir gleich sehen werden. Aber wie es auch immer um die Fähigkeiten der Fachleute zur Zeit Chandlers oder Spaldings bestellt sein mag, wir wollen hier festhalten, daß Joseph Smith selbst gerade den Test vorgeschlagen und durchgeführt hat, den der Bischof sich ausgedacht hat. Es sei auch daran erinnert, daß Joseph Smith selbst

darauf kam, Abschriften von den Platten des Buches Mormon anzufertigen und den besten Gelehrten Amerikas vorzulegen und sie dann offen nach ihrer Meinung zu fragen. Wieder geben wir zu, daß weder damals noch heute irgend jemand die „Anthon-Abschrift" lesen konnte, so war es doch sehr wichtig, daß die führenden Altertumswissenschaftler des Landes eine Möglichkeit erhielten, sich dazu zu äußern. So war ein für allemal

„Mit diesem Buch steht uns alles für einen fast unfehlbaren Test Notwendige zur Verfügung."

die Gefahr beseitigt, daß die Welt später sagen könnte: „Joseph Smith hat sich niemals getraut, sein geheimnisvolles Manuskript *wahren* Gelehrten vorzulegen; niemals hat er den Fachleuten erlaubt, dazu ihre Meinung zu sagen!" Es ist ganz gleichgültig, was Professor Anthon zu der Abschrift sagte; auf jeden Fall ist aus seinen Briefen zu ersehen, daß er ausreichend Gelegenheit hatte, sich mit den Schriftzeichen zu befassen und sich dazu zu äußern.

Der Prophet Joseph Smith hat also überhaupt nichts gegen einen Test, sei er auch noch so genau. Vielmehr läßt dies Bischof Spalding nicht zu. Der Bischof hätte wenigstens nach einer klassischen Methode verfahren können, nämlich der, nach der sich die Keilschriftgelehrten viele Jahre vorher zu rechtfertigen hatten. Jener Ernest Renan, der mit lauter Stimme verkündete, die Geschichte von Jesus sei ein Mythos, wandte sich 1857 mit der Behauptung an die Öffentlichkeit, die Assyriologen täten nichts anderes, als sich und andere zu betrügen. Sir George Grote wollte die Gemüter beruhigen. So schickte er an vier Gelehrte einen Keilschrifttext und bat jeden, ihn *persönlich* zu übersetzen. Danach brauchte man nur die Antworten miteinander zu vergleichen und die Öffentlichkeit entscheiden zu lassen, ob diese Männer wirklich wußten, was sie taten, oder nicht.[67]

Offensichtlich wäre diese Methode auch für die Faksimiles richtig gewesen. Joseph Smith hatte die drei alten ägyptischen Urkunden übersetzt und die Welt herausgefordert, diese nun ihrerseits zu übersetzen.

So hätte man nur dasselbe zu tun brauchen wie Sir George: man hätte die drei Faksimiles aus der Köstlichen Perle ohne Erläuterungen an mehrere Ägyptologen schicken und sie bitten können, jedes *persönlich* zu übersetzen. Dann hätte Bischof Spalding die Briefumschläge in aller Öffentlichkeit öffnen und es der Welt überlassen können, die einzelnen Fassungen der Fachleute miteinander und mit dem Wortlaut von Joseph Smith zu vergleichen. Nichts hätte gerechter und einfacher sein können. Alles, was zu einem klaren und zuverlässigen Test erforderlich wäre, hat Joseph Smith Spalding bereits in die Hand gegeben und ihm gezeigt, wie er zu Werke gehen solle. Um all dies hat Spalding sich einfach nicht gekümmert! R. C. Webb bemerkte dazu: „. . . wer ‚ernsthaft nach Wahrheit sucht', hätte vielleicht . . . die Erläuterungen von diesen Schriftzeichen entfernt . . . Wer so ‚ernsthaft sucht', hätte ganz genau gewußt, daß solche ‚Gelehrten' etwas gegen Joseph Smith haben und ihn als einen nicht zu ihnen gehörenden Übersetzer denunzieren würden." [68] Man hätte auf jeden Fall erst die Fachleute nach ihrer Meinung fragen müssen und ihnen erst *dann* Smiths Lösung zeigen dürfen, wie auch der Prophet Chandler seine Übersetzung gab und erst *dann* die Ansichten der anderen erfuhr, so daß Chandler für sich allein einen Vergleich anstellen konnte.

Bischof Spalding dagegen fragte nicht einfach jeden Gelehrten, welche Übersetzung er geben würde, um dann die Öffentlichkeit selbst urteilen zu lassen. Statt dessen berichtet er, daß er „die Originale mit seiner [Smith's] Übersetzung an fähige Gelehrte" sandte. Dies sollte den Zweck haben, daß „im Fall sie seine Übersetzung für richtig halten, sie als wahr anzuerkennen (sei)".[69] Er fragte die Fachleute nicht etwa: „Wie übersetzen denn Sie dies?", sondern: „Dies hier hat der berüchtigte Joseph Smith über diese ägyptischen Urkunden gesagt; hat er recht?" Durch diese Fragestellung war es für die Doktoren nicht nur einfach, kurz mit „ja" oder „nein" zu antworten, sondern es wurde auch sorgsam jede Möglichkeit ausgeschaltet, daß einer der Gelehrten in einem unbewachten Augenblick ein gutes Wort für Joseph Smith einlegen könnte. Professor Pack sagte, daß Bischof Spalding „offensichtlich viele Gelehrte nach ihrer Meinung gefragt (habe)", so daß man vielleicht gut daran tun würde, sich zu erkundigen, ob nicht einige mehr oder weniger für Joseph Smith sprechende Antworten unveröffentlicht geblieben sind, „ob nicht vielleicht Auskünfte, die nicht in das Konzept paßten, zwar erteilt, aber nicht veröffentlicht worden sind"; denn nur wenige Briefe wurden öffentlich herausgegeben, und alle waren nur sehr kurz.[70] Obwohl sich der Bischof derartig vorsah, hatte er zu seiner Jury doch kein Vertrauen, denn er setzte vor ihre Ausführungen ein 17 Seiten langes Vorwort, in dem er in aller Gründlichkeit erläuterte, warum Joseph Smith kein wahrer Prophet kein könne, ganz gleichgültig, *was* die Fachleute dazu meinen.

Das Buch Dr. Spaldings besteht aus Briefen, über die er folgendes schreibt: „Es erschien mir notwendig . . . die Briefe der Fachleute ungekürzt wiederzugeben, so wie ich sie von ihnen erhalten habe." [71] Wenn jemand mit solcher peinlichen und lobenswerten Genauigkeit den Leser wissen läßt, wie das Ganze zugeht, dann muß man sich doch darüber wundern, daß gerade der wichtigste Brief fehlt, nämlich das Begleitschreiben, das jedem der Briefe beigefügt war, der an die einzelnen Autoritäten mit der Bitte um ihre Meinung gerichtet wurde. Diese beantworteten ja gerade diesen Brief; mit ihm begann überhaupt das ganze Experiment und hatte auf die geistige Einstellung, mit der jeder Teilnehmer an das Problem heranging, den größten Einfluß. „Sie behaup-

ten, diese Befragung sei für die Welt äußerst wichtig", schrieb Dr. John A. Widtsoe später an Bischof Spalding. „Wenn Sie aufrichtig sind, werden Sie zugeben, daß man ein endgültiges Urteil nicht auf acht oder elf Briefe gründen kann, welche die Antwort auf von Ihnen gestellte, unbekannte Fragen darstellen. Nur der Himmel weiß, *was für Fragen Sie gestellt haben.*" [72] Dr. Widtsoe ist ein Wissenschaftler, und als solcher weiß er, daß es für die ausführliche Darstellung eines Experimentes sehr wichtig ist, genau anzugeben, auf welche Weise es durchgeführt wurde. Dr. Spalding hat gerade diesen Teil des Berichtes geflissentlich ausgelassen.

Was auch immer in dem Begleitschreiben gestanden haben mag (keines wurde je veröffentlicht), durch ihn (oder die Begleitschreiben) wurde die Atmosphäre der Sachlichkeit und Unparteilichkeit völlig hinweggeblasen, obwohl doch Dr. Spalding behauptet hatte, daß es ihm gerade auf diese Atmosphäre ankomme. Dr. Mercer, der Anführer der Gruppe gab zu, daß „einige sich verdrießlich zeigten" und daß „mehrere Gelehrte ihren Abscheu zum Ausdruck brachten, weil sie aufrichtig der Meinung waren, es handle sich um einen Betrug — vielleicht also ein ‚gerechter Zorn'".[73] Er behauptet jedoch zähe, Religion habe mit diesem gerechten Zorn nichts zu tun — „die Briefe waren nicht voreingenommen",[74] und er bezeugt als Mitglied der Jury, „daß Bischof Spalding die Zeugen auf keinerlei Weise, weder absichtlich noch unabsichtlich, negativ beeinflußt [habe]." [75] Er brauchte aber nur Joseph Smith's Namen zu nennen, um alle Teil-

„. . . muß man sich doch darüber wundern, daß gerade der wichtigste Brief fehlt . . ."

nehmer mit Voreingenommenheit zu erfüllen. Doch nein, obwohl drei von diesen Männern Geistliche in Spaldings Kirche sind, so bezogen doch alle ihre „Geringschätzung nur (auf) die sprachlichen Mängel der Arbeit des Propheten . . . Sie bewerteten es nur aus sprachlichen Gründen als schlecht." [76] Mercer unterstreicht diesen Punkt als sehr wichtig, und so wollen wir noch mehr dazu sagen. „. . . der offensichtliche Haß in den Antworten von Sayce und Petrie hat rein sprachliche Gründe und läßt die religiösen Gesichtspunkte ganz unberührt."[77] Wie kommt es aber auf einem sprachlichen Fachgebiet zu *Haß*, wo sich die Fachleute ständig gegenseitig ihre Übersetzungen berichtigen? Ist wissenschaftlicher Haß etwa weniger voreingenommen als religiöser? Mercer kann niemanden zum Narren halten: Bischof Spalding brachte von vornherein Joseph Smith mit ins Spiel und sicherte sich dadurch wirkungsvoll seinen Vorteil — es war keine Frage mehr, wie das Spiel ausgehen würde.

Einige schwerwiegende Irrtümer

Alle Mitglieder der Jury Spaldings unterlagen gewissen schwerwiegenden Irrtümern. Jeder von ihnen fällte sein Urteil gerade aufgrund dieser Irrtümer. Osborne J. P. Widtsoe schrieb: „. . . alle diese Gelehrten . . . hatten offenbar die irrtümliche Vorstellung, daß das Originalmanuskript des Buches Abraham vorhanden [sei], daß das Originalmanuskript aus diesen drei Faksimiles . . . [bestehe] und daß die Schriftzeichen auf diesen Faksimiles 'von seiner [Abrahams] Hand [stammten]'. Wer die Kirchengeschichte kennt, dem könnte nichts unwahrer erscheinen als Bischof Spaldings Angaben über das Buch Abraham."[78]) Diese falschen Annahmen waren aber die Voraussetzung für die Argumente der Fachleute gegen Joseph Smith. Der Leser prüfe diese drei Punkte.

Zunächst einmal hat Joseph Smith die Faksimiles *nicht* angefertigt; die Arbeit stammte vielmehr von einem Holzschneider, Reuben Hedlock. Der Prophet hatte ihn damit beauftragt. Hedlock fing am 23. Februar 1842 mit der Arbeit an und war nach genau einer Woche fertig.[79]) Wie wir sehen werden, handelt es sich um eine ausgezeichnete Arbeit; Bischof Spalding ließ davon jedoch nur die erbärmlichsten Kopien unter den Fachleuten herumgehen, die dadurch natürlich einen sehr schlechten Eindruck erhielten und zu der Ansicht kamen, der Prophet sei an dem rohen und plumpen Zustand der Stücke schuld. Einige Kritiker äußerten die Feststellung, daß ein paar der dem Faksimile 2 beigefügten Zahlen verkehrt herum standen, und machten wiederum Joseph Smith dafür verantwortlich. R. C. Webb hat jedoch darauf hingewiesen, daß „es keine Anzeichen dafür (gibt), daß Smith daran schuld ist".[80])

Am häufigsten wird gegen die Echtheit der Faksimiles der Einwand erhoben, daß sie aus einer zu späten Zeit datieren, Abraham sie also nicht gezeichnet haben könne. Joseph Smith hat jedoch niemals behauptet, Abraham habe sie selbst angefertigt, ebensowenig, daß sie aus dessen Zeit stammen sollten. „. . . W. W. Phelps und Oliver Cowdery halfen mir als Schreiber", berichtet er über den Juli 1835, „[als] ich damit begann, einige Schriftzeichen oder Hieroglyphen zu übersetzen. Zu unserer Freude stellte sich dabei heraus, daß auf einer der Rollen von Abraham verfaßte *Schriften* zu finden waren, auf einer anderen Schriften von Joseph in Ägypten."[81]) Seit jeher bezeichnet man die Werke eines Verfassers als seine Schriften, ohne sich darum zu kümmern, ob er sie selbst aufschrieb oder nur anderen diktierte. So sind selbst das Buch Mormon und die Köstliche Perle Schriften Joseph Smiths, obwohl die gesamte Niederschrift durch andere Männer und Frauen erfolgte.

Männer, die so bedeutend wie Abraham und Joseph in Ägypten waren, sind gewiß immer auf diese herkömmliche Art und Weise verfahren und haben ihre „Schriften" den Schreibern diktiert. Im Buch Jarom, Vers 14, tritt diese Methode ganz klar hervor. Dort wird auf die „Schriften der Könige oder derer, die sie schreiben ließen" verwiesen. An anderen Stellen des Buches Mormon erfahren wir sogar von Schriften „von

der Hand" Mormons, Nephis, Mose, Omnis und anderen, ja von Schriften „vom Finger Gottes" (Alma 10:2). Wir hören auch von einem Brief Giddianhis, der er mit eigener Hand versiegelte. Trotz alledem hatte Mormon zum großen Teil die Platten angefertigt, von denen das Buch Mormon übersetzt wurde, und einige der Männer, die sie angeblich geschrieben haben, haben sie nie gesehen. George Q. Cannon erklärte dazu: „Aus folgendem bestanden Abrahams Schriften: der Text, den Abraham selbst niederschrieb, obwohl nichts der Annahme entgegensteht, daß der Text häufig wieder abgeschrieben wurde und daß dieses bestimmte [Manuskript] vielleicht eine Abschrift darstellt, die 500 Jahre nach der Zeit Abrahams datiert." [82]) J. M. Sjodahl nimmt an, daß es sich um eine Abschrift handelt: „Während die Arbeit Fortschritte machte, gelangte er [Joseph Smith] zu der Überzeugung, daß auf einer der Papyrusrollen die Abschrift eines von Abraham verfaßten Buches stand." [83])

Die Ausdrucksweise in den Schriften und von den Brüdern verdeutlicht die Tatsache, daß sich die Feststellung, ein Werk stamme von der „Hand" eines Verfassers, nur darauf bezieht, daß er es ursprünglich schrieb oder es diktierte. Als Wilford Woodruff schließlich am

„Joseph Smith hat . . . niemals behauptet, Abraham habe sie selbst angefertigt."

18. Februar 1842 in seinem Tagebuch berichtet, daß „Joseph der Seher uns etwas vom Buch Abraham vorgelegt hat, das [Abraham] mit eigener Hand geschrieben hat . . .", war damit gemeint, daß das Buch Abraham nicht nur ein Buch *über* Abraham darstelle, wovon es viele in apokryphischer Literatur gibt, sondern daß *Abraham* es geschrieben hat. Was der Prophet also den Heiligen, die die Papyrusrollen schon hundertmal gesehen hatten, als Buch vorlegte, war seine eigene Arbeit, die natürlich nicht im buchstäblichen Sinn von der Hand Abrahams stammte.

Als bekanntgegeben wurde, daß zusammen mit einigen Mumien die Schriften Abrahams und Josephs gefunden wurden, konnte man, wie die Menschen nun einmal sind, nichts anderes erwarten, als daß sofort das Gerücht entstand, Joseph Smith besitze die sterblichen Überreste von Abraham, Abimelech (dem König der Philister), Joseph, der nach Ägypten verkauft wurde, usw. usw." Es lag auch in der Natur der Menschen, daß die Feinde des Propheten überall den Vorwurf erhoben, „diejenigen, die diese Altertümer erworben haben", verbreiteten derartige Gerüchte, „um die Aufmerksamkeit der Massen auf sich zu lenken und die Unachtsamen zu täuschen". Wie der Prophet im Dezember 1835 schrieb, waren diese Berichte „völlig falsch. Ich sage jetzt noch nicht, wer diese Urbewohner aus Ägypten waren". [85]) Er

Osborn Widtsoe äußerte die Ansicht, daß „diese Rolle (das Buch Abraham) vielleicht, vielleicht aber auch nicht von Abrahams eigener Hand stammt. Es ist möglich, daß sie eine Abschrift des Originalmanuskriptes von Abraham darstellt." [84]

hat nicht aus allen Dingen gleich voreilige Schlüsse gezogen oder immer gleich behauptet, Offenbarungen zu haben. Die Mumien interessierten ihn eigentlich gar nicht; den hohen Preis bezahlte er Chandler nur dafür, weil er sonst die Papyrusrollen überhaupt nicht bekommen hätte. „. . . Mr. Chandler sagte ihm, er würde die Schriften nur zusammen mit den Mumien verkaufen . . ." [86]) Der Anblick der Mumien regte Joseph Smith nicht sonderlich auf, ebensowenig die Papyrusrollen, bevor er wußte, was sie enthielten: sie waren eben nur „etwas Zusammengerolltes, was sich nach näherer Prüfung als zwei Papyrusrollen entpuppte". Erst nach dem Kauf der Mumien und der Untersuchung der Rollen stellten die Brüder „zu unserer großen Freude" fest, wie wichtig sie waren. [87]) „Die Schriftzeichen", berichtete Joseph Smith, „sind von der Art, wie man sie auf Särgen mit Mumien findet: Hieroglyphen und dergleichen", was bedeutet, daß man sie nur als etwas ganz Gewöhnliches anzusehen hatte. [88]) Es ist belustigend, wie sich Spaldings Spezialisten verärgert für unfähig erklären, die Faksimiles zu entziffern, und dann sagen, es handle sich allem Anschein nach nur um ganz gewöhnliche ägyptische Urkunden. Das hätte ihnen Joseph Smith gleich sagen können.

Der Prophet hat niemals eine allgemeingültige Erklärung darüber abgegeben, warum die Schriften mit den Mumien zusammen waren. Die Kirchenmitglieder haben zu dieser Frage alle möglichen Vermutungen angestellt. „Man nimmt an", schrieb Parley P. Pratt, „daß die Familie des Pharaos sie aufbewahrt und dann an dem einbalsamierten Körper der Frau versteckt hat, bei der man sie fand." [89]) Nachdem die Mutter von Joseph Smith dem Reporter eines Lokalblattes die Mumien gezeigt hatte, verfaßte er einen satirischen Bericht darüber, wie eine Papyrusrolle in die Hände Josephs von Ägypten gelangt sei. Es sei natürlich ein Engel gewesen, der ihm die Rolle in einer Holzschachtel überreicht habe. Joseph „sollte sie in das Grab der Familie eines Patriarchen

legen . . . Joseph . . . brachte sie auf der Brust der Frau des Patriarchen unter, wo sie solange blieb, bis die Messingplatten entdeckt wurden . . ."[90]) (Der Bericht ist auf englisch und es handelt sich um ein Wortspiel: Brust ist „breast" und Messing ist „brass". Die Aussprache ähnelt sich sehr.) Obwohl die bekannten Leitgedanken über die Herkunft der Rollen gewöhnlich entstellt werden, ist doch eine abgeänderte Form der Vermutung von Bruder Pratt möglich.

Man hat in Wirklichkeit alte ägyptische Urkunden in Gräbern mit Mumien gefunden, die erst aus späterer Zeit datierten. So fand man das Manuskript des berühmten Ramesseum-Dramatextes, das für das Grab eines Königs bestimmt war, bei der Mumie eines einfachen Bürgers, der 200 Jahre nach der Zeit dieses Textes lebte — und auch das noch war eine Kopie von älteren Quellen. „Die Frage, wie dieses Manuskript in die Privatbücherei des . . . Thebaners gelangt ist, in dessen Grab man sie fand, wird natürlich niemals gelöst werden", schrieb Professor Sethe.[91]) Vielleicht hat es etwas zu bedeuten, daß die Mumien mit den Schriften unserer Köstlichen Perle ebenfalls in Theben gefunden wurden und daß es dort andere Mumien gab, bei denen es sich bemerkenswerterweise um die handelt, welche unter dem Namen Hypocephali bekannten seltenen und eigenartigen Urkunden bei sich hatten (Fak. 2 ist ein Hypocephalus), und die an ihrer Brust derartige Papyrusrollen trugen. Dies waren anscheinend höchst wichtige Urkunden, jedoch waren sie wegen ihres schlechten Zustandes nicht mehr lesbar.[92]) Mumien wurden „oft durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder neu von den Priestern einbalsamiert und von einem Grab ins andere geschleppt".[93]) Es war auch ganz in der Regel, daß man die Urkunden abschrieb, wenn sie durch Alter oder häufigen Gebrauch Abnutzungserscheinungen aufwiesen. Die Abschrift galt dann immer noch als das ursprüngliche Schriftstück.[94])

Wenn Bischof Spalding behauptet, er habe den Spezialisten den „Originaltext" gegeben und dieser „Originaltext mit der Übersetzung des Propheten sei vorhanden und könne zur Überprüfung herangezogen werden", dann handelt es sich ganz einfach um eine unwahre Behauptung. Es kommt immer darauf an, mit welchem Text ein Gelehrter arbeiten muß. Diese Tatsache muß jedem klar vor Augen treten, der das kürzlich entdeckte Original des Faksimiles 1 mit den Kopien vergleicht, welche die Kritiker von Spalding erhielten.

Anmerkungen

42 Maxence de Rochemonteix: „Bibliothèque Egyptologique", Paris 1894, Bd. 3, S. 3
43 A. H. Gardiner: „Journal of Egyptian Archaeology", Bd. 9 (1924), S. 6.
44 Über dieses Thema hat G. Maspéro oft gesprochen, z. B. in der „Bibliothèque Egyptologique", Bd. 29, S. 269–276; in Bd. 1 (1893), S. VI ff. schreibt Maspéro über seine wechselnden Ansichten. Wie gefährlich es ist, als Laie ägyptologische Forschungen anzustellen, beschreibt A. Weigall in „Tutankhamen and Other Essays", London 1923, 3. Kap. und in „The Glory of the Pharaohs", London 1923, 5. Kap.
45 R. C. Webb in der „Era", Bd. 17, S. 565. In diesem langen Artikel liefert Webb eine geistvolle Beschreibung Spaldings (S. 565 ff.).
46 B. H. Roberts in der „Deseret News". 19. Dez. 1912, S. 11.
47 Webb, im angegebenen Werk S. 568 ff u. S. 577. Das Zitat steht auf S. 569.
48 Roberts in der „Era", Bd. 16, S. 310.
49 Osborne J. P. Widtsoe in der „Era", Bd. 16, S. 594. Er verdeutlicht dies anhand von Beispielen auf S. 595–597.
50 „New York Times", Magazine Section, 29. Dez. 1912, S. 3.
51 Frederick J. Pack in der „Era", Bd. 16, S. 333–334.
52 R. C. Webb in der „Era", Bd. 17, S. 566. Er zitiert aus „Utah Survey" von Spalding.
53 „New York Times", am angegebenen Ort, S. 1.
54 J. M. Sjodahl in der „Era", Bd. 16, S. 1100.
55 N. L. Nelson in der „Era", Bd. 16, S. 603.
56 Webb, im angegebenen Werk, S. 565.
57 Leitartikel in der „Era", Bd. 16, S. 378; vgl. „New York Times", am angegebenen Ort, S. 1.
58 R. C. Webb. Siehe die Bemerkungen von E. J. Banks im „Literary Digest", 10. Juli 1915, S. 67.
59 Sterling B. Talmage bespricht ausführlich den Artikel von Banks (siehe oben) in der „Era", Bd. 16, S. 770–776.
60 F. S. Spalding in der „Era", Bd. 16, S. 611.
61 Pack, im angegebenen Werk, S. 334.
62 Spalding: „Joseph Smith as a Translator", S. 4.
63 Ebenda S. 18.
64 „Documentary History of the Church", Bd. 2, S. 235, aus „The L. D. S. Messenger & Advocate", Bd. 3 (Dez. 1835), S. 235.
65 Parley P. Pratt im „Millennial Star", Bd. 3 (Juli 1842), S. 46.
66 Orson Pratt im „Journal of Discourses", Bd. 20 (1878), S. 65.
67 „Encyclopedia Britannica", XI. Auflage (1910), Bd. 6, S. 308 (unter „Chronology").
68 Webb in der „Era", Bd. 16, S. 1078.
69 Spalding, im angegebenen Werk, S. 13.
70 Pack, im angegebenen Werk, S. 335.
71 Spalding in der „Era", Bd. 16, S. 611.
72 John A. Widtsoe in der „Era", Bd. 16, S. 617.
73 S. A. B. Mercer in „The Utah Survey", Bd. 30, S. 12.
74 Ebenda, S. 10.
75 Ebenda, S. 7.
76 Ebenda, S. 9.
77 Ebenda, S. 9.
78 Osborne J. P. Widtsoe in der „Era", Bd. 16, S. 599.
79 DHC, Bd. 4, S. 518.
80 Webb in der „Era", Bd. 17, S. 324.
81 DHC, Bd. 2, S. 236.
82 George Q. Cannon, zitiert von N. L. Nelson im angegebenen Werk, S. 606.
83 Sjodahl, im angegebenen Werk, S. 1103.
84 Osborne J. P. Widtsoe, im angegebenen Werk, S. 600.
85 DHC, Bd. 2, S. 348.
86 Orson Pratt im „Journal of Discourses", Bd. 20, S. 65.
87 DHC, Bd. 2, S. 236.
88 Ebenda, S. 348.
89 Parley P. Pratt im „Millennial Star", Bd. 3 (Juli1842), S. 46.
90 „Warsaw Signal", 19. Sept. 1845, S. 2, zitiert von C. D. McOmber; „A Study of the Criticism of the Book of Abraham" (unveröffentlichte Magisterarbeit, Brigham-Young-Universität, Provo 1960), S. 17f.
91 K. Sethe: „Dramatische Texte zu altägyptischen Mysterienspielen", Leipzig 1928, Bd. 2, S. 99.
92 Wird unten besprochen.
93 C. W. Ceram: „A Picture History of Archaeology", London: Thames & Hudson 1959, S. 138.
94 Dafür gibt es ein klassisches Beispiel in der Einführung zu dem berühmten Schabaka-Stein. Dort ordnet der König „die Anfertigung einer Kopie an, die besser werden soll als die frühere [ursprüngliche] [wörtlich: ‚als ihr ursprünglicher Zustand']". – K. Sethe, im angegebenen Werk, Bd. 1, S. 4, 8, 21f. „Viele sehr alte Bücher durchliefen die ägyptische Geschichte in späteren Abschriften", z. B. die Unterweisungen in Lebensklugheit von Ptahhotep; „wenn daher Abraham auf ähnliche Weise ein Buch geschrieben hat, ist es nicht ganz abwegig, anzunehmen, daß eine Abschrift in einem Grab mit Menschen gefunden wurde, die 1000 oder gar 1500 Jahre später lebten." – R. C. Webb in der „Era", Bd. 17, S. 314. Für wie alt auch immer andere, beispielsweise Wilford Woodruff, die Faksimiles hielten, so hat Joseph Smith doch nichts Eindeutiges darüber ausgesagt. ○

Wie geschieht heute ein Wunder?

Ich möchte Ihnen von einer kleinen Gruppe erzählen, von Mitgliedern unserer Kirche, denen der Missionspräsident den Auftrag gegeben hat, die Gemeinde zu vergrößern. Glaube und Entschlossenheit haben zu einem Ergebnis geführt, das man ohne weiteres als ein Wunder bezeichnen kann. Derartige glaubensstärkende Erlebnisse kommen auch in anderen Ländern vor, besonders wenn die Heiligen das Werk der Letzten Tage richtig erkennen und die Mahnung des Präsidenten McKay beherzigen, daß jedes Mitglied ein Missionar sein soll.

VON KENNETH B. DYER

Der Schauplatz ist eine mittlere Stadt mit 40 000 Einwohnern, Rivera im nördlichen Uruguay. Man schreibt das Jahr 1961. Die kleine Gemeinde der Kirche umfaßt 84 Mitglieder, hauptsächlich Frauen und Kinder. Die Leitung liegt in den Händen von Missionaren, und im Laufe der vorhergegangenen Jahre hat sich nicht allzuviel geändert.

Die Geschichte beginnt nicht mit irgendeiner aufsehenerregenden Begebenheit, ja, niemand ahnt überhaupt, daß die Gemeinde eine solche Veränderung erleben würde. Außerdem spielt kein Zufall mit. Die ganze Sache ist geplant und wird programmgemäß durchgeführt, wobei jedes Mitglied und alle Hilfsorganisationen mitwirken.

Der neue Missionspräsident ist mit seiner Frau auf ein paar Tage nach Rivera gekommen, um herauszufinden, wie sich die Zukunft der kleinen Gemeinde gestalten und genügend Führungskräfte finden ließen. Die Sache sieht nicht sehr vielversprechend aus: So gut wie keine örtliche Führung, sehr wenige Taufen und kaum eine Wachstumsmöglichkeit in Sicht. Die zugewiesenen Missionare tun natürlich ihr Bestes, aber dennoch können sie nicht all diejenigen bekehren, die eine wachsende Gemeinde an führender Stelle notwendig hat.

Es gibt ein altes Sprichwort – ich glaube, aus China – : „Die Reise von tausend Meilen beginnt mit dem ersten Schritt." In unserem Fall ist von vornherein zu sehen, daß das Problem unlösbar scheint, aber der Missionspräsident ist fest entschlossen, die notwendigen Schritte einzuleiten, um geeignete Führungskräfte zu bekommen und der Gemeinde auf die Füße zu helfen. Er sucht den geeignetsten Mann aus (vor fünf Monaten bekehrt), setzt ihn als Gemeindepräsidenten ein und bespricht mit ihm, was notwendig ist, um dem erstrebten Ziel nahe zu kommen. Es gibt kaum jemand, den man zu irgendeinem führenden Amt berufen könnte, und daher stellt der Missionspräsident dem neuen Gemeindevater die Aufgabe, innerhalb der nächsten zwölf Monate die Mitgliederzahl zu verdoppeln. Daß bedeutet, daß mindestens 84 Menschen gefunden und bekehrt werden müssen.

Uruguay ist groß, und der Präsident kann nicht überall zugleich sein. Fünfzehn Monate sind vergangen, da ist er wieder in Rivera und hört den Gemeindepräsidenten sagen: „Als ich dieses Amt und Ihren Auftrag angenommen habe, da habe ich versprochen, innerhalb eines Jahres 84 neue Mitglieder zur Kirche zu bringen. Ich habe es leider nicht geschafft. Wir haben 14 Monate gebraucht."

Der Präsident ist überglücklich. Die Mitglieder sind begeistert. Das erste Ziel ist erreicht. Neue Führungskräfte sind gefunden und werden ausgebildet. Nun kann das Programm wirklich anlaufen. Jede Hilfsvereinigung wird verpflichtet, neue Mitglieder zu bringen. Die Frauenhilfsvereinigung zum Beispiel bekommt den Auftrag, ihre Mitglieder dahin zu bringen, daß mindestens ein Neubekehrter pro Monat gefunden wird. An die Sonntagsschule und die Primarvereinigung ergehen ähnliche Aufträge, aber die GFV soll zwei pro Monat bringen, weil sie ja eigentlich aus zwei Abteilungen besteht. Im Laufe der Zeit wächst auch die Priestertumsorganisation und kann sich ebenfalls am Missionsprogramm beteiligen.

In dieser Wachstumsperiode erhalten die neuen Mitglieder eine besondere Schulung. Die Themen sind Führung, Evangeliumslehre, der Zweck der Kirche, die Rolle der Hilfsorganisationen als Grundlage für eine starke Familie.

Nach dreieinhalb Jahren hat dieses geplante Programm folgendes Ergebnis:
Die Mitgliederzahl in Rivera hat den unglaublichen Stand von 1200 erreicht. Aus der einen Gemeinde ist ein Distrikt geworden. Die Distriktspräsidentschaft ist voll organisiert, es gibt sechs Distriktsräte, und die vier Gemeinden werden jede von einer kompletten Gemeindepräsidentschaft geführt. Ein neues Gemeindehaus ist errichtet worden, und zwei Baugründe werden gerade gesucht.

Das gleiche Programm führt in anderen Teilen der Uruguayischen Mission zu unterschiedlichem Erfolg. Jedenfalls ist die Mitgliederzahl in dieser Mission von 2900 im Jahr 1961 auf mehr als 13000 im Jahr 1968 angewachsen.

Das Bezeichnende an dieser Geschichte ist, daß die Mitglieder selbst den Hauptanteil am Erfolg haben und dadurch die Aussichtslosigkeit des Vorhabens überwunden worden ist. Die Missionare haben geholfen, sie haben belehrt und missioniert, aber von je 100 Bekehrungen lassen sich 80 auf die Arbeit der Mitglieder zurückführen.

Die Zeit der Lamaniten

VON LYNN M. ROUNDY

Die Geschichte von den San-Blas-Indianern und der Kirche erstreckt sich über den Hauptteil der letzten 10 Jahre. Daß die San-Blas-Indianer oder das Cuna-Volk zum erstenmal mit der Kirche in Berührung kamen, geschah in der Kaserne der amerikanischen Wehrmacht in der Panamakanalzone. Dort wurden Indianer als Köche und mit Säuberungsarbeiten beschäftigt. In dieser Kaserne begegneten die Missionare Hunderten von jungen Männern, die 15 Jahre oder älter waren und die der Kirche anscheinend ein offenes Interesse entgegenbrachten. Die Missionare belehrten und tauften viele, worauf diese darum baten, daß auch ihren Familien das Evangelium gepredigt würde. Als das Land ihrer Eltern gaben diese Indianer die San-Blas-Inseln an. Sie sagten, daß gegenüber der Atlantikküste von Panama, zwischen Colón und der Grenze von Panama und Kolumbien, so ungefähr 60 kleine Inseln aus Korallenriffen liegen. auf denen eine Gruppe reinblütiger Indianer lebt, 30 000 an der Zahl.

Als die Missionare das hörten, begannen sie, sich außerordentlich für das Cuna-Volk zu interessieren, und schließlich gingen sie auf die Inseln. Die Menschen dort kamen ihnen freundlich entgegen und waren für ihre Botschaft merkwürdig empfänglich.

Da dieses Volk die Missionare so freundlich aufnahm, kamen sie wieder und flogen regelmäßig vom Festland zu den Inseln, um es zu besuchen. Auch arbeiteten sie mit den Leuten auf deren Farmen, die auf dem Festland liegen, und belehrten die Männer der einzelnen Dörfer bei ihren abendlichen Stammesberatungen. Die Missionare erzählten den Indianern die Geschichte vom Buch Mormon, wobei die Indianer, die bereits Mitglieder waren, als Übersetzer halfen. Diese Geschichte stimmt mit der Geschichte dieser Indianer überein, denn diese enthält viel von großen Propheten, besonders von einem, der direkt vom Himmel gekommen sein soll. Dieser war unter dem Namen Ibeorgun bekannt, und Er lehrte das Volk, sich untereinander zu lieben, den Nächsten zu helfen und glücklich zu sein, Getreide anzubauen und wie man Heilmittel zubereitet. Auch heilte Er die Kranken. Er blieb nicht lange bei den Indianern, doch hinterließ Er ihnen ein Zeichen, als er fortging. An diesem Zeichen sollten sie Ihn wiedererkennen. Dieses Zeichen war ein Kreuz. Viele alte Menschen leugnen heute zwar, daß Ibeorgun Christus war; wenn wir aber Arnold Fribergs Gemälde von dem Besuch Christi in Amerika zeigen, sagen die Menschen oft sofort: „Ibeorgun!"

Die Missionare fuhren mit ihren Besuchen und Belehrungen fort und versprachen, daß später einmal Missionare kommen würden, die ständig bei dem Inselvolk bleiben würden. Dieser Tag ließ allerdings lange auf sich warten, aber nach 10 Jahren erteilte die Regierung von Panama endlich die Genehmigung, um damit auch für das Volk der San-Blas-Inseln alle Möglichkeiten zu schaffen. Im September 1965 waren alle Schwierigkeiten beseitigt, die der erneuten Verkündigung des Evangeliums an die Lamaniten in Panama im Wege gestanden hatten.

Der neue Präsident der Mittelamerikanischen Mission, Teddy Brewerton, reiste im September auf die Inseln, wo er sich um die Erlaubnis für die Missionare bemühen wollte, auf den Inseln zu wohnen und zu lehren. Die größte Insel, Ustupu, sollte dann den ersten Missionaren als Aufenthaltsort dienen. Präsident Brewerton sprach in dem Kongreß dieser Insel und erläuterte die Wünsche und Absichten der Kirche. Dabei erntete er stürmischen Beifall. Bei dieser Gelegenheit stand der „cacique" auf, eines der drei Oberhäupter der Inseln, und hieß die Kirche offiziell in San-Blas willkommen.

Anfang Oktober begannen vier Missionare, Lloyd Baker, Leslie Webb, David Sumens und Steve Hale, mit der Bekehrungsarbeit auf Ustupu. Schon nach kurzer Zeit war der Erfolg so groß, daß es ratsam erschien, auf einer weiteren Insel mit der Arbeit zu beginnen. Im November erhielten die Missionare Steve Hale und Lynn Roundy von Präsident Brewerton die Nachricht, daß sie im Januar mit der Mission auf Carti Tupile anfangen sollten. Diese Insel war zwar verhältnismäßig klein, aber sie kam zuerst an die Reihe, da ihre Bewohner die Kirche um Missionare baten. Bei meinem ersten Besuch auf Carti Juni 1965 schalt uns der erste „sahila" (Häuptling), weil wir erst so spät gekommen waren. Dann brachte er uns auf die eine Seite der kleinen Insel und sagte: Hier werden wir euer Haus errichten." Überall auf Carti nahm man uns freundlich auf, und als am 6. Januar 1966 mein Mitarbeiter Steve Hale und ich eintrafen, um nun ständig dort zu bleiben, waren die Leute überaus glücklich.

In den ersten sechs Wochen wohnten wir in einer „chosa", einer Schilfrohrhütte mit Strohdach. Die „republikanische Partei" von Panama pflegte diese für ihre

Versammlungen zu verwenden. Dann zogen wir um und wohnten in einem Miethaus aus Zement im obersten Stockwerk, das uns auch als Kirche diente.

Die Einwohner von Carti Tupile hatten lange darauf gewartet, daß die Kirche zu ihnen kommen würde. Als sie nun endlich kam, waren sie auch sofort sehr interessiert an ihr. Bei der ersten Abendmahlsversammlung waren sechs Besucher. In der nächsten Woche waren es 82, und schließlich blieb die Besucherzahl bei durchschnittlich 75 stehen. Zu unserer GFV kamen über 100 Besucher.

Wir Missionare brauchten niemals loszuziehen, um nach Menschen zu suchen, die wir belehren könnten — sie kamen zu uns. Ständig kamen junge Menschen in die Kirche, um in den Kirchenveröffentlichungen zu lesen, und stellten immer wieder die eine Frage: „Wann können wir uns taufen lassen?"

Eigentlich interessierte sich jeder für die Kirche, so daß wir bald sehen konnten, welche Früchte unsere Arbeit und das Zeugnis durch den Heiligen Geist gebracht hatten. Am 4. Februar 1966 wurde ein Stück Kirchengeschichte geschaffen, denn zwölf junge Männer aus Carti wurden getauft. Dies waren die ersten Taufen in der Republik von Panama. Diese jungen Männer hatten sich und ihre Gewohnheiten durch die Kirche so sehr verändert, daß sie in ihren Familien ganz von selbst als Missionare wirkten. Ihre Familien baten uns daher bald um unseren Besuch. Als wir mit unserer ersten Lektion fertig waren, fragten wir, wann wir wiederkommen dürften, um mit den nächsten Diskussionen anzufangen. Darauf sagte die Hausfrau: „Ihre Worte waren so interessant für uns, daß wir möglichst schnell alles über diese Kirche erfahren wollen; wenn Sie daher heute abend wiederkommen können, erwarten wir sie dann." Dies zeigt, wieviel Interesse diese Menschen für das Evangelium aufbringen. Ihr Lerneifer brachte allein im Februar und März 51 Menschen ins Taufwasser.

Viele Überlieferungen der Cunas weisen eine große Ähnlichkeit mit den Anschauungen der Heiligen der Letz-



Bei dieser Lamanitin findet man die typische Hebräernase. Die Ohrgehänge sind 600 Mark wert, und der Nasenring gehört zur Stammestracht.



Die verstorbenen Cuna-Indianer werden am Flußufer in kleinen Hütten beigesetzt, wo sie vor Regen geschützt sind.



Die Missionare geben einer Cuna-Familie in ihrem kleinen „Tschohsa" Evangeliumsunterricht. Viele haben das Evangelium schon angenommen.



Die Cuna sind ein fröhliches Volk.

ten Tage auf. Nach den Berichten der Indianer gab es viele große Propheten unter ihnen, die sie belehrten, rechtschaffen zu sein. Sie glaubten sowohl an gute wie an böse Geister und daran, daß Gott ein Mensch ist wie wir, zu dem nur die besten Indianer zurückkehren können, um dann bei ihm zu bleiben, das heißt nur solche, die im Einklang mit den Lehren der Propheten gelebt haben.

Einmal konnten mein Mitarbeiter und ich eine Bestattungsfeier bei den Indianern miterleben, wobei wir von einem sehr interessanten Glauben der Cunas erfuhren. Ein kleines Kind war verschieden, und die Familie ging zum Friedhof am Fluß, wie es üblich war, und bereitete Reis und „Chicha", ein Getreidegetränk. Diese Speise wurde an die Freunde und Verwandten verabreicht, die kamen, um ihnen ihre Aufwartung zu machen. Gegen 7.30 Uhr kamen wir auf dem Begräbnisplatz an. Dort stehen Dutzende von strohbedeckten Hütten zum Schutz für die Gräber. Wir gingen zu der Hütte, wo sich die Familie mit dem toten Kind befand. Die Männer waren eifrig dabei, zur Vorbereitung auf den zu erwartenden Besuch die Hütte zu säubern. Die Frauen saßen im Kreis um das Kind herum, das in Stoffstreifen gewickelt auf einer Hängematte lag. Die Mutter erhob einen Gesang, der davon handelte, wie die Familie immer des Kindes gedenken würde.

Gleich zu Beginn war ich erstaunt, ja fast schockiert über die geistige Einstellung, die allgemein zutage trat. Selbst bei den Eltern und den anderen Familienangehörigen des kleinen Mädchens war keine Spur von Kummer zu entdecken, sondern sie schienen *glücklich* zu sein. Jeder lächelte oder lachte sogar. Der Vater begrüßte uns mit einem Lächeln auf dem ganzen Gesicht, und er war überhaupt nicht traurig. Dies hatte ganz und gar nichts mehr mit dem zu tun, was ich von anderen Begräbnisfeiern her kannte. So fragte ich neugierig meinen Übersetzer, Luisito Stocel, wie die Indianer über den Tod dächten, besonders bei kleinen Kindern. Dies war seine faszinierende Antwort: „Nach dem Indianerglauben wird eine kleines Kind nach dem Tod niemals bestraft, es kommt also von der Erde direkt in den Himmel. Die Indianer glauben deshalb daran, weil sie der Ansicht sind, ein Kind könne das Gute vom Bösen noch nicht unterscheiden und daher auch nicht für das bestraft werden, was es nicht wissentlich getan hat." Dies war wirklich interessant und ließ mich verstehen, warum die Familie sich fast über den Tod des kleinen Mädchens freute. Freuten sie sich nicht mit Recht, wenn sie wußten, daß es zu Gott ging? Dabei erinnerte ich mich daran, wie oft es im Buch Mormon vorkommt, daß die Nephiten nach einer verlustreichen Schlacht sich fast freuten, wenn ihre Lieben nicht mehr lebten, da sie wußten, daß diese Verstorbenen auf Grund ihrer Rechtschaffenheit schnell zu Gott kommen würden. Dieser Glaube erinnert auch an die Lehren Mormons über die Unschuld kleiner Kinder und ihre Erlösung durch das Sühnopfer Christi.

Diese und noch viele andere Anschauungen trugen dazu bei, dem Volk von San Blas begreiflich zu machen, daß unsere Botschaft wahrhaft ihr althergebrachtes Evangelium darstellt.

Unsere Mitglieder unter den Indianern sind sehr treu im Glauben und zeigen großen Lerneifer. Unser Übersetzer Luisito Stocel war damals 19 Jahre alt und seit drei Jahren Mitglied. Die Hilfe, die wir durch ihn hatten, wenn wir sein Volk belehrten, kann man nicht hoch genug einschätzen. Wenn wir ihn nicht gehabt hätten, wären wir bedeutend schlechter vorwärtsgekommen. Selbstlos diente er dem Herrn mit seiner ganzen Kraft, Zeit, seinen vielen Fähigkeiten und seinem wundervollen Zeugnis. Er war unser dritter „Mitarbeiter", denn fast alle unsere Lektionen übersetzte er aus dem Spanischen in den Dialekt der Indianer. Niemals sah ich einen Jungen, der soviel Eifer und Liebe für den Herrn und Begeisterung für die Kirchenarbeit aufbrachte. Seine Taten könnten allen Heiligen der Letzten Tage als Vorbild dienen und vielen ein Zeugnis sein, die nur widerspenstig Opfer für den Aufbau des Reiches darbringen.

Er ist nur eines der Beispiele, die zeigen, was aus diesen jungen Menschen werden kann, wenn sie in die richtige Bahn gelenkt werden. Soll die Jugend Zions zittern? Nicht die Indianerjugend. Hunderte von Jahren wurde ihnen das Evangelium vorenthalten, aber jetzt ist es wieder unter ihnen, und keinesfalls werden sie es sich wieder wegnehmen lassen.

Für die Indianer war die Vergangenheit eine Nacht der Finsternis, in der sich keine Wahrheit entdecken ließ. Nun ist für sie die Dämmerung eines neuen Zeitalters angebrochen, eines Zeitalters der Erleuchtung. Die Zukunft verspricht ihnen, daß die Sonne ihre schönsten Strahlen aussenden wird, welche die Fülle des wiederhergestellten Evangeliums enthalten. Es gibt noch über 60 Inseln ohne Missionare, und auf jeder leben viele Menschen, die auf etwas warten. Vielleicht merken sie selbst es noch nicht, aber tief in ihrem Innern wartet etwas.

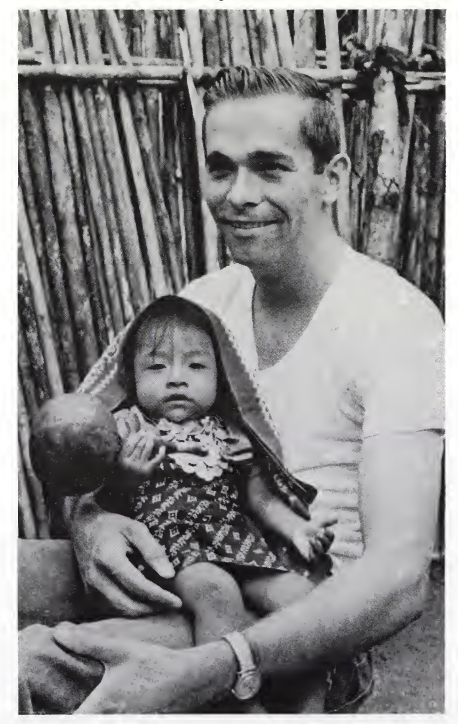
Ende April 1966 hörten wir, daß der „sahila" von Akuatupu (= Felseninsel) von den Mormonen gehört hatte und nun mit den Missionaren sprechen wollte. Eines Tages besuchten ihn mein Mitarbeiter Gregory Robinson und ich. Mit einem motorgetriebenen Kanu brachen wir früh auf, und als uns der „sahila" bei unserer Ankunft begrüßte, fragte er uns nach dem Grund unseres Besuches. Wir erklärten, daß wir auf seine Bitte hin gekommen seien. Er entgegnete, daß er niemals einen derartigen Wunsch ausgesprochen habe, daß ein Irrtum vorliegen müsse und er in Wirklichkeit mit gar keinem Amerikaner oder Lateinamerikaner etwas zu tun haben wolle. Er habe gesehen, welche Veränderung die sogenannte „Zivilisation" mit sich bringe, und wolle daher mit „gebildeten" Menschen nichts zu tun haben. Er sagte klar und deutlich, daß er es in seiner ganzen Amtszeit als „sahila" niemals zugelassen habe, daß irgendein äußerer Einfluß die Lebensweise seines Volkes verändere. Solange er noch „sahila" sei, werde er auch an dieser Einstellung festhalten.

Wir erklärten, daß wir den Irrtum bedauerten, daß wir das Volk auch nicht belästigen wollten, wenn es kein Interesse habe, daß wir unserer Reise aber doch gern einen Zweck verleihen würden, indem wir ihm



Zwei junge Cuna-Indianerinnen mit kurzem Haar. Die Insel im Hintergrund ist Ustupu, wo es ungefähr 2 700 Bewohner gibt.

Der Verfasser mit einem Eingeborenenkind.



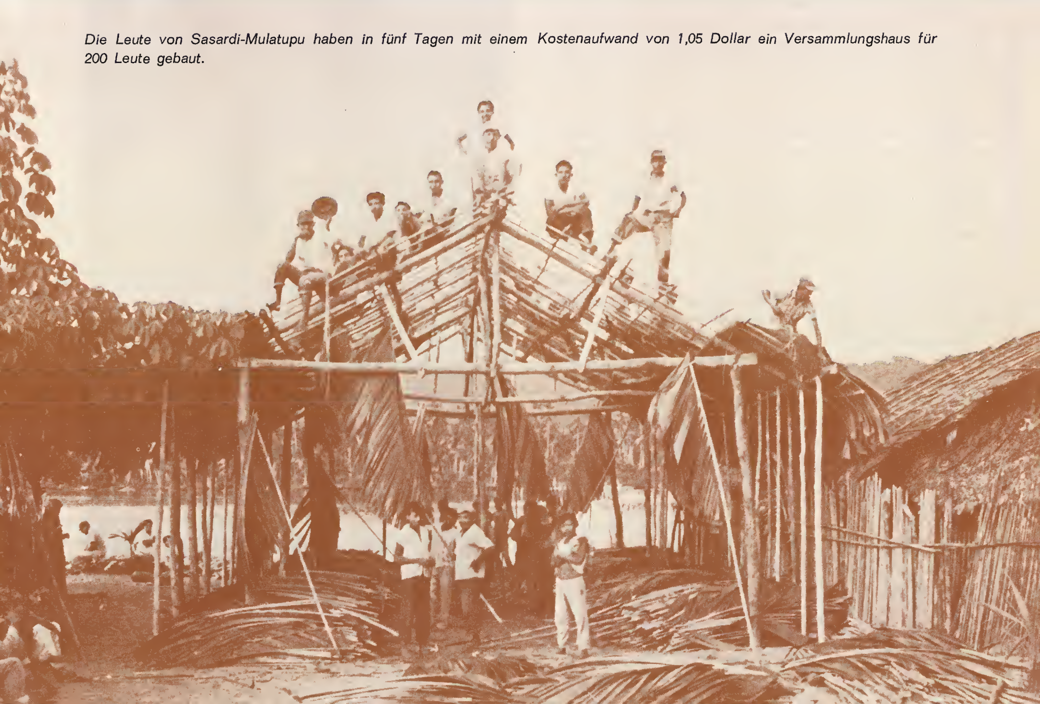
einiges von uns und unserer Botschaft erzählen würden. Damit war er einverstanden und ließ uns etwas von den Mormonen erzählen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich schon ein großer Teil der 170 Inselbewohner in der Kongreßhalle eingefunden und wir fingen dann mit unserem Bericht an. Wir sprachen zunächst von der großen geschichtlichen Vergangenheit der Indianer und erklärten ihnen, daß ihre früheren Führer die Geschichte niemals niedergeschrieben hatten, sondern sie nur mündlich weitergaben. Trotz der großen Erinnerungsgabe der Indianer habe doch jede Generation einen Teil der einst so vollkommenen Lehren verloren oder aber abgeändert. Durch diesen jahrhundertelangen Vorgang denke heute jeder „sahila" anders über seine Vorfahren. Dann sprachen wir über das Buch Mormon und erklärten seinen Zusammenhang mit den Indianern. Wir sprachen gerade über die alten Indianerpropheten und die Überlieferungen der Cunas, als einer der Sprecher des Dorfes sehr nachdenklich sagte: „Dieser junge Ausländer kennt unsere Geschichte besser als unsere Frauen. Er muß die Wahrheit haben, und ich bin sehr glücklich darüber, daß er heute gekommen ist!" Am Schluß unserer Ausführungen fragten wir den „sahila", ob er nicht dieses Buch über die Geschichte der Indianer haben wolle, worauf er antwortete: „Ich würde es als eine große Ehre ansehen, das Buch zu erhalten, von dem Sie uns erzählt haben."

Vor unserer Lektion hatte er noch alle Ausländer verworfen, aber nachdem er nun unsere Botschaft gehört hatte, fragte er uns, wann wir wiederkommen wollten, um ihm noch mehr zu erzählen, damit er dann dafür sorgen könne, daß er auch alle Bewohner der Insel zu unserer Lektion kommen würden. Bevor wir die Versammlung verließen, bat er uns, ein Lied über Gott zu singen. Dann unternahm er persönlich mit uns eine Besichtigung der Insel.

Einige Tage darauf schickte dieser „sahila" einen Brief an seinen Freund auf Carti Tupile. Darin bat er uns, nicht zu vergessen, daß wir in der nächsten Woche kommen wollten, und fügte noch hinzu, daß das Dorf beschlossen hatte, ein Haus zu bauen, das uns zur Verfügung stehen sollte. Der Anführer hatte es nicht gewußt, aber er hatte auf uns gewartet, und die Hand des Herrn hatte uns zu seinem Haus geleitet.

Wegen unserer großen Erfolge erschien es ratsam, auf noch mehr Inseln mit der Mission anzufangen, um auch den anderen Menschen das Evangelium zugänglich zu machen. Nachdem wir beratschlagt und gebetet hatten, entschieden wir uns für Ailigandi, die zweitgrößte Insel. Floyd Baum trat ein und wurde mein Mitarbeiter, und nachdem wir zwei Tage lang gefastet und gebetet hatten, beriefen wir einen Kongreß ein und baten um die Erlaubnis, auf der neuen Insel eine Gemeinde der Kirche zu gründen. Der Antrag wurde 100prozentig angenommen und kein einziger äußerte sich negativ über die Ankunft der Mormonen. Wir trafen die nötigen Vorberei-

Die Leute von Sasardi-Mulatupu haben in fünf Tagen mit einem Kostenaufwand von 1,05 Dollar ein Versammlungshaus für 200 Leute gebaut.



tungen und ließen das Dorf wissen, daß wir in einer Woche mit allem Nötigen für eine Gemeinde wiederkommen würden. Als wir nach sieben Tagen zurückkamen, teilte uns der „sahila" mit, daß das Volk die Mormonen mit ihrer Kirche auf der Insel doch nicht haben wolle. Die auf der Insel bereits vorhandene Kirche mit ihrer guten Organisation hatte alles unternommen, um die Mormonen und ihre Lebensweise zu verleumden und in den Schmutz zu ziehen. Dabei hatte sie so großen Erfolg, daß man uns nun fast allgemeine Ablehnung entgegenbrachte. Traurig gingen wir von der Insel fort, doch hofften wir darauf, daß das Volk doch eines Tages erkennen würde, was es mit der Kirche wirklich auf sich hat.

So hatten mein Mitarbeiter Baum und ich zunächst keinen Wohnhort mehr, fanden aber bald eine neue Möglichkeit, die große Insel Sasardi-Mulatupu, die dicht am Südende der San-Blas-Inselgruppe liegt und auf der etwa 1000 Menschen leben. Von Ustupu aus besuchten wir die Insel, um die Verhältnisse zu erkunden, und waren überrascht zu sehen, wie die Leute schon auf uns warteten. Ein Bote hatte sie nämlich vorher benachrichtigt, und wir staunten auch darüber, wie sehr sie unseren Wohnungswünschen entgegenkamen. Die Führer des Dorfes nahmen uns sehr freundlich auf, und wir gingen wieder fort, um alles Nötige für eine Gemeinde zu holen.

Als wir wiederkamen, nahmen sich sofort zwei Lehrer der Indianerschule unser an und erboten sich freundlich, uns vorübergehend die Hälfte ihrer kleinen Hütte als Wohnung zur Verfügung zu stellen. Als unsere Ausrüstung ankam, ließ uns das Dorf in das dortige Theater ziehen, während die Filmvorführungen in der sonst unbenutzten Kathedrale stattfanden. Die Männer aus dem Dorf machten sich auf und begannen mit dem Bau einer passenden Unterkunft für uns und einer Kirche. Alle Einwohner beteiligten sich an den Bauarbeiten mit dem weißen Schilfrohr und den Palmenblättern. Nach fünf Tagen war alles fertig, und die Kirche brauchte nur 1,05 Dollar für Baumaterialien auszugeben.

Obwohl wir nicht viele Mitglieder hatten, besuchten die interessierten Dorfbewohner doch in großer Zahl unsere täglichen Versammlungen. Der Sonntagsgottesdienst wurde durchschnittlich von fast 130 Personen besucht, zur Chorübung kamen 150 und zur GFV mehr als 200. Wir hatten auch eine Gruppe, die man mit der Primarvereinigung vergleichen konnte, sowie eine sehr tätige Gruppe von 60 Frauen, die sich selbst verwalteten und ihre Unkosten bestritten. Daraus sollte später eine Frauenhilfsvereinigung werden. Erstaunliche Möglichkeiten lagen vor uns, und obgleich es nicht möglich war,



Häuptling und Medizinmann Manibinigdiguña von der Insel Sasardi-Mulatupu.

Missionar Gregory A. Robinson tauft eine junge Cuna-Frau im Fluß bei Carti Tupile.





„Fischtag": Die Frauen von San Blas tauschen Kokosnüsse gegen Fische ein.

einen Vollzeitübersetzer für uns zu engagieren, konnten wir doch mehrere Familien und auch junge Familienoberhäupter, die Spanisch konnten, belehren. Eine strahlende Zukunft lag vor uns, und wir hofften sehr stark auf eine großartige Entwicklung.

Als die Arbeit gerade anfing, mit großem Schwung und großer Willenskraft vorwärtszugehen, stellte sich uns eine Überlieferung der Indianer in den Weg, um zu tragischen Ergebnissen zu führen. Seit Jahrhunderten hatte das Cuna-Volk ein heiliges Pubertätsfest, das sie „Inna" oder „Chichafest" nannten. Chicha ist ein Getränk aus Getreide- und Zuckerrohrsaft, das man einige Tage gären läßt und dann den jungen Frauen zu trinken gibt, wenn man ihren Übergang aus der Kindheit in das Frauenalter feiert.

Obwohl „chicha" gegen das Wort der Weisheit verstößt, hatten wir diese Tradition noch nie offen gebrandmarkt, sondern nur Einzelpersonen oder kleinere Gruppen, die dafür Interesse zeigten, über diese Lehre unterrichtet. Nun aber hatten wir doch den großen Wunsch, daß das ganze Dorf erfahren sollte, wie der Herr dazu steht. Als uns der Geist in diesem Sinne beeinflußt hatte, fasteten und beteten wir und gingen dann zum Kongreß, wobei wir uns darüber klar waren, daß wir mit schweren Konsequenzen rechnen müßten, wenn man unsere Worte verwerfen würde.

Weder mein Mitarbeiter noch ich konnten den Dialekt der Cunas fließend sprechen, und doch stand ich eine Stunde lang vor den Männern des Dorfes und sprach klar verständlich zu ihnen. Der Geist des Herrn war bei uns, doch die Führer der Insel schenkten ihm kein Gehör. Am nächsten Tag war kein Halten mehr, und es begann eine Entwicklung, wodurch die Missionare aus dem Dorf vertrieben wurden. Man verstand unsere Worte als Ablehnung ihrer heiligen Tradition, und zur Verteidigung ihrer „Religion" stellten uns die zwei obersten Anführer vor das Ultimatum, entweder einen Teil der Lehren des Wortes der Weisheit zu widerrufen oder aber die Insel zu verlassen. Uns blieb nur eine Möglichkeit übrig, denn wir konnten nicht eine von unseren wichtigsten Lehren verleugnen. Am nächsten Abend mußten wir vor dem Kongreß erscheinen und erhielten die „letzte Chance", es uns noch einmal zu überlegen. Als wir uns weigerten, befahl uns der oberste „sahila", die Insel bis zum nächsten Nachmittag zu verlassen.

Wir hatten diese Menschen sehr liebgewonnen und waren im tiefsten Herzen über diese Vorkommnisse betrübt, vor allem, da wir wußten, daß Hunderte mit der von den Anführern getroffenen Entscheidung nicht einverstanden waren.

Nachdem wir unsere Habe verkauft oder eingepackt hatten, gingen wir von der Insel, wobei wir an Hunderten von Dorfbewohnern vorübergingen, die alle, jung und alt, mit traurigen Gesichtern und Tränen auf den Wangen dastanden und nicht verstehen konnten, warum ihre guten Freunde weggehen mußten. Auch unsere Gesichter waren von Kummer gezeichnet, und als eine von den Frauen, die besonders treu im Glauben standen, ihr hübsches kleines Mädchen vorschickte, das uns die Hand schütteln sollte, traten auch uns Tränen des Schmerzes in die Augen, die solange blieben, bis wir schon weit weg auf dem Weg nach Ustupu waren.

Wegen unserer großen Liebe zu diesen Menschen haben wir oft für das Volk dieser kleinen Korallenriffinsel gebetet, und anscheinend waren unsere Gebete nicht umsonst, denn wir haben den Eindruck, daß die Menschen die Missionare zurückhaben wollen und bereit sind, andere Anführer einzusetzen, und dies notfalls auch tun. Wir haben die schöne Hoffnung vor uns, daß das Evangelium erneut auf diese Insel gelangen und alle Inseln der San-Blas-Küste errreichen wird.

Für einen ganz bestimmten Zweck hat der Herr dieses erwählte Volk vorbereitet und von der Welt abseits gehalten, und Seine Pläne fangen an, offenbar zu werden. Freilich hat es viele Schwierigkeiten gegeben, und es wird immer welche geben, denn Satan versucht verzweifelt, sein Reich zu halten; aber er hat sich umsonst angestrengt, und so wird es auch in Zukunft sein, denn der Herr ist bereit. Unsere zukünftigen Schwierigkeiten werden im Vergleich zu den Bergen, die sich Satan in den Weg stellen, nur wie Ameisenhaufen aussehen.

Als Präsident Brewerton kürzlich von unserer Enttäuschung und unseren Schwierigkeiten hörte, sagte er, daß weder Satan noch irgendeine andere Macht sich dem Werk entgegenstellen könne; vielmehr würde sich so etwas als eine verhüllte Segnung erweisen. Bei jeder Gelegenheit haben sich seine Worte bewahrheitet. Der Herr hat den Cuna-Indianern das Evangelium wiedergebracht, und so ist für sie die „Zeit der Lamaniten" angebrochen. O

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR JULI 1968

TSCHAIROS TRAUM

VON BERNADINE BEATIE

Tschairo und seine Mitschüler standen mit ihrem Zeichenlehrer Toschio-san im obersten Garten der kaiserlichen Villa. Kioto, von grünen Hügeln umgeben, lag zu ihren Füßen und strahlte im Frühlingssonnenschein. Tschairo war ganz atemlos. Er öffnete den Zeichenblock.

„Einen Augenblick, Tschairo!" rief Toschio-san. Er gab den Schülern ein Zeichen, sich um ihn zu versammeln. „Ich habe eine Überraschung für euch. Jamato wird eure Zeichnungen heute beurteilen. Er hat versprochen, den Schüler kostenfrei zu unterrich-



(Illustrationen von Jerry Thompson)

ten, dessen Zeichnung am vielversprechendsten ausfällt."

Nach dieser Ankündigung klang die Stimme der Jungen aufgeregt. Obgleich sie oft gehört hatten, daß Jamato hohe Ansprüche stellt, wollte ein jeder gern der Beste sein. Jamato war einer der besten Künstler und Lehrer Japans.

Tschairos Augen leuchteten. Das war sein sehnlichster Traum: von Jamato belehrt zu werden.

„Nehmt jetzt den Zeichenblock und kommt in einer Stunde wieder her", sagte Toschio-san.

Tschairo beschloß, eine der Kiefern nahe beim Drachenteich zu zeichnen. Jamato hatte auf seinen Bildern immer Kiefern.

Eine frohe Kinderstimme rief seinen Namen und brachte ihn wieder in die Gegenwart zurück. Ein kleines Mädchen huschte an den Schülern vorbei und sprang Tschairo entgegen. Dieser unterdrückte einen Seufzer. Es war Kata, seine kleine Nichte. Über den Kopf seiner Klassenkameraden hinweg erkannte Tschairo seinen Bruder, Rikitso, und dessen hübsche junge Frau.

„Bitte kümmere dich um Kata, Tschairo", rief Rikitso. „Wir haben die anderen verloren. Wir wollen sie suchen, und dann kommen wir wieder her."

Tschairo öffnete den Mund; er wollte sagen, daß er heute keine Zeit für Kata hätte, aber Rikitso und dessen Frau eilten schon den Pfad entlang.

Tschairo runzelte die Stirn. Sonst machte es ihm nichts aus, auf Kata aufzupassen; aber heute war es etwas andres. Voller Neid sah er seinen Freunden nach, die in alle Richtungen fortgingen.

„Sie ist ein so kleines Mädchen; sie wird nicht weiter stören", sagte Toschio in seiner Nähe.

Kata lachte laut. „Tschairo liebt mich", antwortete sie. „Er zeichnet Hunde und Katzen für mich."

„Hunde und Katzen?" wiederholte Toschio-san und schaute verächtlich darein.
Tschairo errötete. „Wenn mein Bruder zurückkommt, sagen Sie ihm bitte, daß wir am Drachenteich sind", sagte er schnell.

Kata plauderte munter drauf los, während Tschairo mit ihr an eine Stelle ging, wo man eine Gruppe Kiefern sehen konnte.

„Setz' dich", sagte Tschairo und zog sie zu sich nieder.

„Ein Kätzchen — bitte zeichne ein Kätzchen für mich!" bettelte Kata, wobei sie sich über seinen Zeichenblock beugte und ihn anlächelte.

„Nein, Kata!" erwiderte Tschairo ungeduldig und stieß sie zurück. „Sei bitte still und ruhig — ich muß jetzt arbeiten!"

Kata riß die Augen verwundert auf. Das hatte sie noch nie erlebt, daß Tschairo sich weigerte, etwas für sie zu zeichnen. „Bitte!" bettelte sie.

„Sei still, Kata!" antwortete Tschairo ärgerlich.

„Ich möchte zu meiner Mutti!" klagte Kata mit leiser Stimme.

Tschairos Augen funkelten. „Ich wollte, du wärst bei deiner Mutti! Aber du bist hier; sei also artig!"

Unvermutet sprang Kata auf und lief zu dem Pfad, so schnell die Füße sie nur tragen wollten. Tschairo stand auf und lief hinter ihr her. Er packte Kata bei den Schultern, trug sie zurück und setzte sie energisch auf die Erde. „Wenn du nicht artig bist, gibt es Schläge — aber bestimmt, Kata!"



Er klappte den Block wieder auf. Plötzlich bemerkte er jedoch, daß Kata am ganzen Körper zitterte. Tränen kullerten ihr über das Gesicht. Heimlich schaute er sie an, und er schämte sich aus innerstem Herzen. Hier hatte er Kata die Schuld für die Gedankenlosigkeit seines Bruders gegeben.

„Bitte, Kata, weine nicht", sagte Tschairo.

„Du liebst mich nicht mehr!" Kata schluchzte aus tiefstem Herzen.

Tschairo seufzte. Er streckte die Arme hin und zog Kata zu sich herüber. „Natürlich liebe ich dich. Es tut mir leid, daß ich so häßlich gewesen bin."

Kata hörte auf zu schluchzen. Sie lächelte Tschairo unsicher an. „Zeichne ein Kätzchen für mich", bettelte sie.

„Nun", meinte er, „ich kann Katzen sowieso besser als Kiefern zeichnen."

Kata lachte froh, während Tschairo ihr schnell ein kleines ulkiges Kätzchen zeichnete, das mit weit geöffnetem Maul gähnte.

„Das Kätzchen ist müde!" sagte Kata.

Tschairo lächelte. Die Freude am Zeichnen packte ihn.

Er zeichnete eine fröhliche Katze und dann eine ärgerliche. Er und Kata lachten, als er danach ein molliges Kätzchen skizzierte, das auf einem Kissen schlief.

„Oh, da bist du, Tschairo!" rief Rikitso.

Kata umarmte Tschairo und lief dann zur Mutter.

„Arigato (= danke)!" sagte Katas Mutter. „Ich hoffe, wir haben dir keine Ungelegenheit bereitet."

Tschairo stand auf und verbeugte

sich höflich. Was hätte es genützt, ihnen zu erzählen, daß er dadurch die Möglichkeit versäumt hatte, ein Schüler des großen Jamato zu werden? Er schaute auf die Uhr. Die Stunde war vergangen.

Am Treffort sah er, daß seine Klassenkameraden schon zurückgekehrt waren. Neben Toschio-san stand ein großgewachsener Mann, ein Fremder.

„Du kommst so spät, Tschairo", sagte Toschio-san. „Jamato hat auf dich warten müssen."

Tschairo hörte das Herz fast zu schlagen auf, als er in die funkelnden Augen des berühmten Jamato blickte.

„Komm her. Laß mich deine Zeichnung sehen", sagte Jamato mit ungeduldiger Stimme. „Was für eine Kiefer hast du gezeichnet? Eine große oder eine kleine?"

„Ich — ich habe keine Kiefer gezeichnet", antwortete Tschairo.

Eilig streckte Jamato seine Hand hin. Er entriß Tschairo den Zeichenblock und öffnete ihn.

Tschairo hatte ganz feurige Ohren, als Jamato vor sich hinpfiff und loslachte.

„Ich — ich habe eine Kiefer zeichnen wollen", stammelte Tschairo, „aber meine kleine Nichte hat Katzen gezeichnet haben wollen."

„Dann danke deiner Nichte dafür!" rief Jamato aus. „Alle haben Kiefern gezeichnet! Dies aber . . .", Jamato hielt Tschairos Zeichnung hoch, so daß alle sie sehen konnten, „diese Katzen weisen Originalität auf — sie sind vielversprechend. Dies ist nicht nur eine nachgemalte Kiefer." Er wandte sich Tschairo zu. „Morgen nach dem Unterricht kommst du zu mir ins Atelier — deine Zeichnung ist die beste!"

Tschairo riß die Augen vor Freude auf. „Arigato!" sagte er und verbeugte sich vor Jamato. Dann lachte er laut los. Er konnte es kaum abwarten, wieder zu Hause zu sein. Er wollte Kata recht fest umarmen und dann Katzen für sie zeichnen — Hunderte, und alle glücklich! O

Das gespenstische Feuer in der Antarktis

Wenn euch jemand erzählte, daß es auf dieser Erde einen Ort gibt, wo die Nase der Menschen manchmal von einem gespenstischen Feuer glüht, würdet ihr das sicher nicht glauben. Aber es stimmt wirklich.

An Tagen, wenn der Wind in der Antarktis elektrisch geladenen Schnee vor sich hinweht, erstrahlen spitze Dinge manchmal in einem gespenstischen blauen Licht! Es kann sich dabei um die Nase eines Menschen handeln, um einen Funkturm oder sonst einen spitzen Gegenstand.

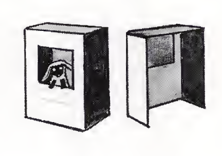
Die Seeleute kennen dies unheimliche Licht schon seit Jahrhunderten. Sie haben es „Elmsfeuer" genannt.

Spaß mit einem Pappkarton

VON E. LaVERNE SHEPPARD

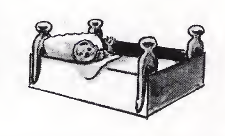
Puppenspiel

Habt ihr die neueste Vorstellung im Puppentheater gesehen? Oder ein noch besserer Gedanke — laßt uns selbst im Hof eine Vorführung geben! Ihr schneidet unten in einen Karton eine viereckige Öffnung, und eine Schmalseite schneidet ihr ganz heraus. Jetzt könnt ihr eure Puppen herholen, und ihr habt ein schönes Theater für sie.



Ein Puppenbett

Ist dein Püppchen müde? Hier ist ein schönes Puppenbett. Du nimmst eine kleine Schachtel und stellst sie mit der Öffnung nach oben hin. Dann holst du vier Wäscheklammern und steckst an jede Ecke eine. In die Schachtel legst du ein Kissen, und dann kann das Püppchen schön darin schlafen.



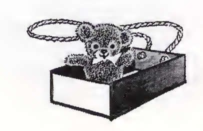
Ein Tierkäfig

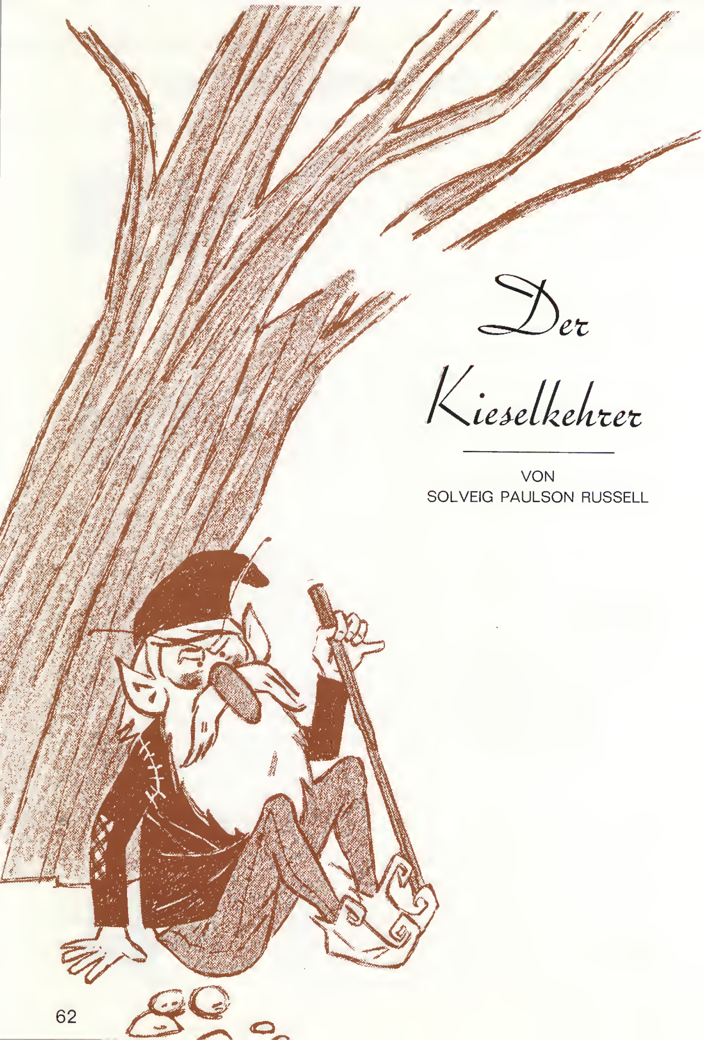
Nimm einen Karton von irgendeiner beliebigen Größe, aber ohne Deckel. An den Längsseiten bohrst du Löcher neben den oberen Rand. Dann ziehst du ein Schnürband oder einen langen Faden durch die Löcher. Das ist das Gitter für den Käfig. Wenn du einen schön verzierten Zirkuskäfig anfertigen willst, brauchst du einen Streifen Buntpapier oder Pappe von der Länge des Käfigs, den du mit Wasserfarbe oder mit Buntstiften anmalst. Diesen Streifen klebst du dann oben an den Karton. Hinten schneidest du eine Tür in den Karton, die für deine Tiere groß genug ist.



Ein Spielzeugschlitten

Wir wollen unsere Puppen und unsern Teddybär einmal Schlitten fahren lassen. Dafür nehmen wir eine kleine Schachtel und bohren zwei Löcher hinein. Dann ziehen wir ein Stück Band durch die Löcher und verknoten es gut. Und nun können wir den Teddybär und die Puppe für eine Fahrt in den Schlitten setzen.





Der Kieselkehrer

VON
SOLVEIG PAULSON RUSSELL

Fim und Nebli waren nur einfache Zwerge, die südlich von dem schiefen wildwachsenden Apfelbaum wohnten.

Sie hatten strahlende Augen, und waren sehr aufmerksam. Darum bemerkten sie auch, daß der Apfelbaum irgendwie anders war, als sie dort an einem kalten Wintertag ankamen.

„Der Baum beugte sich mehr zur Seite, als ob er ein Schutzdach für etwas darunter ist. Laß uns einmal nachschauen", sagte Fim.

Aber kurz vor dem Baum blieben sie erstaunt stehen. Da saß noch ein Zwerg, der etwas älter war als sie; er hockte dort gekrümmt und niedergeschlagen mit einem mürrischen Gesicht.

„Wir haben nicht gewußt, daß hier jemand wohnt", sagte Fim höflich.

„Wie heißt du?" fragte Nebli.

Der Zwerg schaute brummig auf. „Das geht euch nichts an", antwortete er grob, „aber ich sage es euch trotzdem. Ich heiße Kiko Klums, und ich gehöre zu den Kieselkehrerzwergen. Mein Stamm zieht im Winter immer nach dem Süden. Aber als sie im Herbst aufgebrochen sind, haben sie gesagt, ich soll hierbleiben. Nächsten Sommer seh ich sie wieder."

„Kieselkehrerzwerge? Davon habe ich noch nie etwas gehört", meint Nebli.

Der ältere Zwerg sah wütend darein. „Du hast noch nie etwas von den Kieselkehrerzwergen gehört? Du bist nicht sonderlich schlau. Kieselkehrer verbringen die meiste Zeit damit, Kieselsteine umzukehren, um darunter nach Farnsporen zu suchen. Aus Farnsporen kann man guten Kieselkehrerbrei kochen, und den essen wir oft. Mein Stamm hat mich zurückgelassen, weil man sagt, ich sei zu mürrisch und lächle nie. Sie denken, wenn ich einen Winter allein zugebracht habe, bessere ich mich vielleicht. Aber das tu ich nicht. Ich bin nun einmal so, und ich ändere mich nicht!" Kiko schaute so ärgerlich darein, daß seine Augen nur ein schmaler Schlitz waren.

„Vielleicht können wir dir helfen, daß du freundlicher wirst", schlug Fim vor. „Wenn du jeden Tag nur ein wenig lächelst, wirst du merken, wie leicht das ist."

„Das will ich aber nicht! Ich habe gar nicht vor zu lächeln. Und jetzt fort mit euch!"

„Falls du dir das noch überlegst, möchten wir gern deine Freunde sein", fügte Nebli hinzu, und dann ging sie mit Fim fort, und Kiko Klums blieb zurück und ärgerte sich — und zwar über nichts.

Am nächsten Tag gingen sie an eine Stelle, von wo sie den schiefen Baum und seine unmittelbare Umgebung überblicken konnten. Sie sahen, wie Kiko Klums Kieselsteine hochhob und umdrehte und sorgfältig darunter nach Farnsporen schaute.

„Ich bin ganz traurig, wenn ich daran denke, wie allein und unglücklich er ist", sagte Fim.

„Ja, auch wenn er meint, daß er es so haben will", stimmte ihm Nebli zu. „Vielleicht fällt uns ja etwas ein, wie wir ihm doch helfen können."

Fim schloß die Augen und wackelte mit den Ohren. „Es müßte schon etwas mit Kieselsteinen zu tun haben", meinte er, „denn anscheinend ist das das einzige, wofür er sich interessiert. Wenn er nur lernen könnte, wie man lächelt — Lächeln ist so ansteckend . . ." mitten im Satz brach Fim ab. „Ich weiß, was

wir tun können! Macht es dir etwas aus, Nebli, wenn wir deine Buntstifte aufbrauchen?"

Nebli schüttelte den Kopf und setzte sich hin, um Fims Plan zuzuhören.

Am nächsten Morgen gingen Fim und Nebli in aller Frühe leise auf Zehenspitzen zu dem schiefen Baum. Sie hörten das Schnarchen aus dem Loch unter der Wurzel, und so wußten sie, daß Kiko Klums noch schlief. Dann schlichen sie an die Stelle, wo der mürrische Zwerg immer die Kieselsteine umdrehte.

Sie nahmen die Buntstifte aus der Tasche und malten runde lächelnde Gesichter auf einige glatte Kieselsteine. Die legten sie dann so hin, daß man das Gesicht nicht sehen konnte. Dann versteckten sie sich hinter Büschen ganz in der Nähe.

Nach einer Weile kam Kiko Klums hervor und ging mürrisch den Kiesweg entlang. Nebli und Fim beobachteten ihn, als er den ersten Kieselstein hochhob und umkehrte. Sie sahen, wie er den Stein zornig anblickte und wegwarf. Er tat das gleiche mit den andern lächelnden Kieselsteinen, die er fand.

Fim seufzte: „Der Einfall ist doch wohl nicht so gut gewesen."

„Vielleicht. Aber wir wollen es nicht aufgeben. Wir setzen das so lange fort, bis er einfach lächeln muß!" antwortete Nebli.

Also malten die beiden Zwerge jeden Tag lächelnde Gesichter auf Kieselsteine. Manchmal schrieben sie auch etwas darauf: „Guten Tag!" Aber jeden Tag warf Kiko sie weg.

Einmal sagte Nebli: „Ich glaube, Kiko macht dies Spiel schon etwas Spaß. Er geht morgens ganz eilig hin, um die Kieselsteine zu suchen."

Am nächsten Tag malte Fim den Kopf eines grinsenden Krokodils auf einen Stein. Als Kiko das Bild sah, hob sich eine seiner Augenbrauen, und ein Mundwinkel schob sich hoch. Nebli hätte sich fast in ihrem Versteck verraten.

Danach malten Fim und Nebli alle möglichen Arten komischer Gesichter. Und allmählich bemerkten sie, daß Kiko gar nicht mehr ganz so grimmig dareinschaute.

Eines Tages malte Fim ein abscheuliches Gesicht mit einem schrecklich finsteren Blick, und darunter schrieb er „Nebli". Und Nebli malte Fims Gesicht mit den Augenbrauen wütend zusammengezogen, wie Kiko oft aussah. Dann malten sie gemeinsam Kikos Gesicht mit fröhlichem Blick und mit einem Lächeln, das von einem Ohr zum anderen reichte. Diese Steine legten sie schön mit den Gesichtern nach oben in einer Reihe vor Kikos Wohnung.

Als Kiko herauskam, sah er die drei Gesichter. Er war im Begriff, dem ersten, Neblis Gesicht, einen Fußtritt zu versetzen, aber dann beugte er sich nieder und hob es auf. In seinem Gesicht zeigte sich ein ganz schwaches Lächeln. Er hob den Stein mit Fims Gesicht auf, und das Lächeln wurde stärker. Aber als er den Stein mit seinem Gesicht sah, wurde er ernst. Er drehte ihn hin und her. Und dann lachte er!

Als er am nächsten Morgen herauskam, lag vor seiner Tür ein großer flacher Stein. Darauf war ein Herz gemalt, und es hing ein Stück Papier daran mit den Worten: „Bitte komm morgen um 3 Uhr zu einer Party zu uns. Wir werden dich abholen. Deine Freunde Nebli und Fim."

Nebli und Fim dachten, Kiko würde nicht kommen; aber als sie bei dem schiefen Baum ankamen, wartete Kiko schon. Er hatte die Stirn gerunzelt, aber er sagte: „Nun, ich habe beschlossen mitzugehen, damit ihr mich endlich in Ruhe laßt. Das Bild, wo ich gelächelt habe, das ihr von mir gemalt habt, hat mir gefallen. Vielleicht kann ich lernen, wie man freundlich sein kann und daran Freude findet; aber ich weiß das noch nicht so genau." Fim und Nebli lachten, als Kiko Klums sie linkisch anlächelte.

„Wir wissen, daß du das lernen kannst", sagten sie. „Du wirst der freundlichste Kieselkehrer des ganzen Kieselkehrerstammes! Warte es nur ab!" O





VON BUNNY DUFF COX

In Katerinas Augen schimmerten Tränen, als sie die Hand nach der Stange ausstreckte. „Oui, Madame", verhöhnte sie sich selbst, „ich mache meine Lockerungsschritte, aber ich möchte wissen, wozu!"

Katerina konnte nicht verstehen, warum anscheinend niemand daran dachte, daß sie heute ihre letzte Ballettstunde nahm, und warum Madame Petrie darauf bestand, daß sie alle Übungen mitmachte.

Während der ganzen Ballettstunde schweiften Katerinas Gedanken ab. Sie dachte an den Abend, als Papa ihr gesagt hatte, daß sie mit den Ballettstunden aufhören müsse. Damals hatte sie am ganzen Körper gezittert und gedacht, das Herz würde ihr brechen. Sie hatte kaum nach dem Grund fragen können.

„Weil wir bei den vielen Krankheiten in der Familie und besonders, seitdem Mama krank ist, kein Geld mehr

Die goldene Nadel

für den Unterricht haben, Katie", hatte er gesagt und dabei den Kosenamen benutzt, den er sonst nur noch selten anwandte. „Wir haben gerade genug, um die Medizin für Mama zu kaufen. Ich weiß, daß du das verstehen wirst", fügte er hinzu.

So hatte Katerina eingewilligt. Sie verstand, wie dringend sie das Geld brauchten, das ihre Stunden kosteten. Beim Mittagessen merkte Katerina immer wieder, wie das Geld knapp geworden war. Anstatt Braten und Kartoffeln, in Butter gedünsteten Karotten und schönem frischen Salat aßen sie nun Makkaroni in allen möglichen Variationen. Katerina beschloß, daß niemand merken sollte, welch ein Opfer es für sie bedeutete, diese Stunden aufzugeben. Sie hatte sogar davon geträumt, eines Tages eine Ballerina, vielleicht sogar eine Primaballerina zu werden. Nun waren alle diese Träume beendet.

Katerina biß sich auf die Lippen. Ihr fiel etwas anderes ein, was Papa gesagt hatte: „Wenn du die Umstände nicht ändern kannst, mußt du deine eigene Einstellung ändern." Das wollte sie tun. Heute war ihr Geburtstag, und zu Hause würden sie mit ihr feiern. Sie wollte sich darauf freuen.

Katerina war tief enttäuscht. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um bei ihrem Beschluß zu bleiben, daß ihre Eltern nicht merken sollten, wie verloren sie sich ohne ihr Ballett vorkam. Sie ging ganz langsam nach Hause. Ihre Familie würde sich jetzt schon zur Geburtstagsfeier versammeln. Sie versuchte, an etwas Fröhliches zu denken. Dann kicherte sie vor sich hin. „Papa mag Geburtstage gern", dachte sie. „Wenn ich hereinkomme, wird er mich fassen und hoch in die Luft schwingen. Ich möchte wissen, wie alt ich werden muß, bevor er damit aufhört. Aber er hebt mich jedes Jahr ein bißchen weniger hoch."

Sie war auf der obersten Treppenstufe, als die Tür aufflog und viele Stimmen riefen: „Herzlichen Glückwunsch!"

Katerina blieb der Mund offen stehen. Da standen Mama und Papa und der Rest der Familie und Madame Petrie mit den Ballettschülerinnen, die noch ihre Übungsanzüge trugen.

„Ich habe mich schon gewundert, warum Sie mir nicht auf Wiedersehen



gesagt haben, Madame Petrie", murmelte Katerina.

„Man sagt nie auf Wiedersehen zu einer zukünftigen Ballerina", antwortete Madame Petrie.

„O Madame", stammelte Katerina, „Sie sind so freundlich, daß Sie das sagen. Aber Sie wissen doch, daß heute meine letzte Stunde gewesen ist."

Katerina zitterte, als sie sich umsah und auf dem Tisch den Geburtstagskuchen mit den Kerzen sah. Auf dem Kuchen stand in Zuckerguß: „Alles Gute zum Geburtstag, Ballerina!" Als sie das las, zerbrach ihr Entschluß, ihre Gefühle zu verbergen. Sie brach in Tränen aus: „Wollt ihr mich necken?"

„Katie", sagte ihr Vater, „denkst du, daß wir dich necken würden — dich und all die Stunden, die du für das Ballett geübt hast? Du hast dich nie beklagt. Madame Petrie ist eines Abends zu uns gekommen und hat gesagt, daß du einmal eine Ballerina würdest, wenn du weiter so hart arbeitest wie bisher. Sie hat uns gesagt, wie sehr du das Tanzen liebst, und daß es ein großer Fehler wäre, wenn wir dich jetzt aufhören ließen."

Dann gab er Katerina ein Kästchen. „Öffne es!" sagte er.

Katerina öffnete das hübsche Kästchen sehr vorsichtig. Sie verstand nicht, warum alle so feierlich aussahen.

Dann sah sie im Kästchen auf Watte eine goldene Nadel liegen, die wie ein ganz kleiner Ballettschuh aussah! Ihr Mund blieb offen. Solch eine Nadel hatte sie schon einmal gesehen. Madame Petrie gab sie den Schülerinnen, die umsonst bei ihr Unterricht nehmen durften! Sie hatte nur sehr wenige davon verschenkt. Katerina wußte nicht, was sie sagen sollte. Dieses Geschenk bedeutete, daß Madame Petrie sie umsonst ausbilden würde, bis sie eine Anstellung bei einem großen Ballett erhielt!

Katerina war vor Freude ganz überwältigt. Sie wollte so gern auf Spitzen tanzen. Aber war sie wirklich so gut? Konnte sie solch eine Ehrung annehmen? Sie hob den Kopf und sah Papa hilfesuchend an.

„Nimm Madame Petries Nadel an, Katie", antwortete Papa, als ob er ihre Gedanken lesen könnte. „Alles Wertvolle ist wert, daß man hart dafür arbeitet. Du kannst Madame Petrie bezahlen, indem du eine Ballerina oder vielleicht . . .", Papa blinzelte ihr zu, „. . . eine Primaballerina wirst."

„Madame Petrie", sagte Katerina, „ich fühle mich durch diese Nadel sehr geehrt. Ich will jetzt doppelt soviel arbeiten wie vorher. Dann können Sie eines Tages sagen, daß ich die Ballerina bin, die Sie ausgebildet haben."

Jetzt begannen alle ein Geburtstagslied zu singen. Ja, dies war wirklich ein schöner Geburtstag für Katerina.

Das „verrückte" Pferd

VON MARIE LARSEN

Es war schon dunkel, als Pete die Kühe von der Weide zum Melken heimbrachte. Als Onkel Jim nicht wie gewöhnlich mit den Milcheimern am Tor wartete, hatte Pete eine böse Vorahnung. Als er das Tor geschlossen hatte und mit dem kleinen braunen Pferd zum Haus hinüberging, wurde die Angst stärker.

Aus Tante Millies Küchenfenster fiel Licht auf den Hof, und dort sah Pete ein weißes Pferdegespann mit einem Planwagen stehen. Als Pete herankam, warfen die Pferde den Kopf hoch, so daß das Metall an ihrem Geschirr aneinanderschlug. Pete kannte diese Ausrüstung. Das war das Gespann des Pferdehändlers Delvin. Und er hatte gehofft, daß der Pferdehändler nie zurückkommen würde!

Ein kleiner Mann trat aus der Dunkelheit am Vordereingang. Instinktiv hielt Pete das kleine braune Pferd zurück, während ihn ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit überkam — dasselbe Gefühl, das er in letzter Zeit immer empfunden hatte, wenn jemand zu ihnen kam. Das schreckliche Gefühl, daß er eines Tages das kleine braune Pferd wieder hergeben müsse, das er den Braunen genannt hatte.

Onkel Jim sprach aus dem Hausschatten heraus zu ihm. „Bring den Braunen her, Pete, damit Herr Delvin ihn ansehen kann!"

Pete fühlte sich schrecklich. Am liebsten wäre er mit dem kleinen braunen Pferd vom Hof herunter und in die Berge geritten, bevor der Händler den Braunen aus der Nähe sehen und Anspruch auf ihn erheben konnte.

Hatte Pete schließlich nicht auch eine Art Anspruch auf das Pferd?

Hatte er nicht den Braunen gefunden, als er sich im Stacheldraht der Weide verwickelt hatte? Er hatte mit ganz zerrissenem Fell und vor Schmerz und Angst weißen Augen vor ihm gestanden. Das kleine Pferd hatte sich schon beinahe selbst zerfleischt, bevor Pete ihm so weit zugeredet hatte, daß es still stand, so daß Pete den Stacheldraht wegschneiden konnte.

Hatte er nicht auch einen gewissen Anspruch auf den Braunen, weil er ihm jeden Tag Futter und Wasser gegeben und seine Wunden mit Tante Millies Desinfektionsmittel gewaschen hatte, bis sie verheilt waren?

Pete glitt vom Pferd herab. Er hatte die ganze Zeit gewußt, daß der Pferdehändler zurückkommen würde, um den Braunen zu holen. Aber dadurch wurde sein Schmerz nicht kleiner. Pete legte die Wange an des Braunen warmen Hals und wartete mit klopfendem Her-



zen, bis der kleine Mann das Pferd genau angesehen hatte.

„Ja, das ist mein Pferd. Ich nenne es den ‚Verrückten', weil es sich vor allen möglichen Dingen fürchtet und gleich verrückt spielt. Niemand kann mit diesem Pferd umgehen, wenn es aufgeregt ist."

Pete schluckte schwer, er spürte einen Kloß im Hals. Er fuhr mit den Fingern durch des Braunen dunkle Mähne.

„Ich kann mit ihm umgehen", sagte er leise.

„Du mußt mit Herrn Delvin laut sprechen", erinnerte Onkel Jim ihn. „Du weißt doch, er hört nicht gut."

Mit lauter Stimme sagte er: „Pete kann mit dem Pferd sehr gut umgehen, Herr Delvin. Ich habe schon gesehen, daß er dem Pferd so lange zugeredet hat, bis es keine Angst mehr gehabt hat."

Der Händler lachte. „Ich habe immer gesagt, daß ich den ‚Verrückten' dem geben würde, der ein richtiges Pferd aus ihm macht." An der Art, wie er lachte, merkte Pete, daß Herr Delvin nicht glaubte, dies sei möglich. Er bewies es auch durch seine nächsten Worte: „Ich habe mein Lager unten am Fluß, Junge. Bring das Pferd morgen früh hinunter."

Pete führte den Braunen fort. Im dunklen Stall legte er die Arme um des Pferdes braunen Hals. Der Kloß im Hals war so dick, daß er am liebsten geweint hätte. Aber er legte sein Gesicht ganz dicht an des Pferdes glänzendes Fell und schloß die Augen ganz fest. Nach einer Weile nahm er dem Braunen das Zaumzeug ab und hängte es an einen Haken. Er stieg über die Heukrippe weg und tastete nach einem Sack Korn. Dann füllte er damit einen verbeulten Topf für das Tier.

Eine ganze Zeit hörte er noch, wie Onkel Jim und Herr Delvin sich auf dem Hof unterhielten. Dann merkte er, daß der Wagen abfuhr.

Bald hörte er am Klang der Milcheimer, die aneinanderstießen, daß Onkel Jim nun melken wollte. Pete nahm einen Melkschemel und trieb eine Kuh in die Stallecke.

Während Pete melkte, wurde der Stall immer wieder von Blitzen erhellt. Als er mit den Eimern voll warmer, schäumender Milch aus dem Stall kam, sah er Herrn Delvins Laterne unten am Fluß schimmern.

Vielleicht konnte er nachher noch zum Lager des Händlers hinuntergehen. Es konnte ja nichts schaden. Vielleicht konnte er den kleinen Mann überzeugen, daß es eine Möglichkeit gab, dem Braunen die Furcht auszureden. Aber bevor Pete alle Milch in flache Schalen gegossen hatte, war die Laterne ausgegangen. Unten am Fluß war es dunkel.

Zum erstenmal hatte er gar keinen Hunger, als er das schöne frische Brot und Tante Millies Honig auf dem Tisch stehen sah. Tante Millie wußte, wie traurig er war. Sie holte eine alte saubere Decke für ihn, so daß er die letzte Nacht bei seinem kleinen braunen Pferd im Stall schlafen konnte.

Pete legte sich auf das saubere Stroh und deckte sich mit der Decke zu. Er hörte, wie sich draußen das Rauschen des Flusses mit dem fernen Geräusch des Donners mischte. Er hörte, wie der Braune bei jedem Blitzstrahl unruhig wurde. Nach einiger Zeit hörte er das sanfte Rauschen des Regens.

Aber irgendwann in der Nacht änderte sich das Regengeräusch. Pete wachte von einem Donnerschlag auf und hörte, wie der Regen hart auf das Stalldach trommelte. Der Braune schnaubte und stemmte sich gegen seine Kette.

Pete sprang auf, um das Tier festzuhalten. Das kleine Pferd zitterte, und Pete streichelte ihm den Hals und sprach leise mit ihm, um es zu beruhigen. Zuerst hörte er das Geräusch gar nicht, das immer lauter wurde.

Endlich merkte er, daß dieses kräftige, nicht allzuweit entfernte Grollen von den Bächen kam, welche die Berge hinabstürzten. Er hatte dasselbe Geräusch schon vorher bei Wolkenbrüchen gehört. Das waren Wildbäche, die den Fluß schnell anschwellen ließen!

Pete dachte an den Pferdehändler. Herr Delvin mußte sehr schnell sein Lager abbrechen, wenn er es retten wollte.

Und dann fiel ihm ein, daß Herr Delvin schwerhörig war. Vielleicht hörte Herr Delvin das Wasserrauschen erst, wenn es schon zu spät war, um anzuspannen und sich zu retten! Pete mußte den kleinen Pferdehändler warnen!

Als sie den halben Weg zum Fluß zurückgelegt hatten, tauchte plötzlich etwas Dunkles vor ihnen auf, und der Braune scheute. Die Pferde des Händlers liefen schnaubend vor Angst vorbei. Wenn Herr Delvin noch nicht entflohen war, saß er jetzt bestimmt fest!

Pete hörte, wie der Braune durch knöcheltiefes Wasser platschte. Er wußte, daß der Fluß schon über die Ufer getreten war und daß die richtigen Wassermassen in wenigen Minuten herankommen würden.

Das braune Pferd scheute mit geblähten Nüstern zurück und wollte nicht weiter gehen. Ein Blitz erhellte die Gegend und ließ Pete einen Wagen sehen, der bis zu den Achsen im wirbelnden Wasser stand. Herr Delvin kniete auf dem Wagen.

Pete drängte den Braunen weiter.

Er spürte, wie das kleine Pferd unter dem Druck seiner Knie zitterte.

„Ich habe auch Angst, Brauner", flüsterte Pete dem Pferd ins Ohr. „Aber wir müssen weiter; komm, Brauner!"

Er sprach leise weiter und drängte das kleine Pferd vorwärts. Der Braune trat vorsichtig in das wirbelnde Wasser hinaus; er gehorchte Pete, suchte aber bei jedem Schritt sehr sorgfältig festen Halt. Die ganze Nacht schien zu vergehen, bevor Pete endlich die ausgestreckte Hand des Händlers ergreifen und ihn hinter sich auf das Pferd ziehen konnte.

Das Pferd wurde durch diese weitere Belastung noch mehr erschreckt, machte einen Satz nach vorn und hätte beinahe den Grund unter den Füßen verloren. Pete fürchtete sich nun wirklich und mußte ihm lange gut zureden, bis er es wieder sicher ans Ufer brachte.

Irgendwo am Rand der Überschwemmung sah er eine Laterne schwingen und lenkte das Pferd dorthin. Der Braune schien zu fühlen, daß die Rettung in dieser Richtung lag, und brauchte kein weiteres Zureden.

Und dann war das brausende, hochaufschäumende Wasser da. Im Licht eines Blitzes sah Pete, wie der Wagen des Händlers umkippte und dann mit den Rädern nach oben davonschwamm. Das Wasser erreichte sie gerade, als sie im Laternenlicht aus dem Wasser kamen. Gerettet!

Peter glitt von des Braunen zitterndem Rücken. Mit lahmen Beinen ging er neben Onkel Jim und dem Pferdehändler durch den Schlamm und hatte das kleine Pferd am Halfter. Niemand sagte etwas, bis sie am Stall angelangt waren.

„Jetzt habe ich sowieso mehr Pferde, als ich gebrauchen kann, bis ich mir eine neue Ausrüstung gekauft habe", entschied Herr Delvin plötzlich. „Könntest du vielleicht den Braunen hierbehalten, wo er so behandelt wird, wie es meinem Lebensretter zusteht?"



Der wunderbare Zweck, den die Frau erfüllt



VON HAROLD B. LEE
vom Rat der Zwölf

In einem Brief von Präsident Brigham Young und seinen Ratgebern John W. Young und Daniel H. Wells an die Kirche, den Brigham Young sechs Wochen vor seinem Tod im Jahr 1877 geschrieben hat, erwähnt er einige wichtige Dinge:

„Unter den vielen Pflichten, die uns auferlegt worden sind, ist nicht eine, der wir soviel Sorgfalt und Aufmerksamkeit schenken müssen, wie der Erziehung unserer Kinder. Sie sind zahlreich — und wenn sie sorgfältig unterrichtet werden, können sie der Menschheit großen Segen bringen. Die Eltern sollen sich die Zeit nehmen, ihre Familie zusammenzurufen und sie über ihren Umgang, ihre Worte und Handlungen, zu befragen und sie die Grundsätze des Evangeliums zu lehren. Wenn dies nicht jeden Tag geschehen kann, so soll man es doch so oft wie möglich tun und nicht zuviel Zeit zwischendurch verstreichen lassen. Sie sollen die Kinder regelmäßig zur Schule und zur Sonntagsschule schicken und ihnen jede Möglichkeit bieten, eine gute und gründliche Ausbildung zu erlangen. Dies gilt besonders für die Evangeliumsgrundsätze und die Kirchengeschichte."

Präsident Joseph F. Smith hat gesagt, nachdem er die Forderung des Herrn zitiert hat, die Kinder zu belehren, die Sie in Abschnitt 68 des Buches „Lehre und Bündnisse" finden:

„Und wenn die Eltern dies nicht tun und die Kinder vom rechten Wege abkommen und sich gegen die Wahrheit wenden, dann wird die Sünde auf dem Haupt der Eltern ruhen, sagt der Herr. Die Eltern werden für das Abfallen der Kinder und ihre innere Dunkelheit die Schuld bekommen, und sie werden dafür verantwortlich gemacht. Nachdem ich mir hierüber einmal Gedanken gemacht habe, . . . glaube ich nicht, daß ich in die Erhöhung und Herrlichkeit des Reiches Gottes eingehen kann, wenn meine Kinder durch die Vernachlässigung meiner Pflichten Kinder der Dunkelheit in dieser Hinsicht werden . . . Meine Kinder dürfen und werden sich nicht mit meiner Einwilligung abwenden. Ich werde meine Kinder eindringlich bitten, und ich werde meine ganze Kraft einsetzen, damit sie genauso treu und gläubig im Evangelium sind, wie es mir möglich ist, weil ich fühle, daß mein Haushalt unvollständig wäre, hätte ich sie nicht alle im Reich Gottes bei mir." (Konferenzbericht, April 1898)

In folgender Offenbarung aus dem ersten Abschnitt des Buches „Lehre und Bündnisse" wird nun ausgedrückt, wie wichtig es ist, das Evangelium in der Familie zu lehren. Ebenso finden wir hier weitere vier Ziele der Wiederherstellung des Evangeliums, wie sie besonders für die Familie gelten:

1. damit der Glaube auf Erden zunehme, . . . und es kund werde, so sie irrten. (LuB 1:21, 25)
2. . . . und sie unterrichtet würden, so sie Weisheit suchten. (LuB 1:26)
3. . . . und insofern sie sündigten, sie gezüchtigt werden könnten, auf daß sie Buße tun möchten. (LuB 1:27)
4. . . . und stark gemacht und aus der Höhe gesegnet und von Zeit zu Zeit Erkenntnis empfangen würden, wenn sie demütig wären. (LuB 1:28)

Die Rolle der Mutter bei diesem wichtigen häuslichen Evangeliumsunterricht ist also sehr eindeutig. Ich möchte lediglich über die vier oder fünf — wie ich meine, wichtigsten — Pflichten der Mutter in Stichworten sprechen.

Zunächst einmal würde ich den Müttern raten, es bei dem Jungen, dem Mädchen nicht aufzugeben, wenn sie sich in dem unleidlichen Stadium von übertriebenem Geltungsbedürfnis befinden, das man bei einigen Teenagern erlebt. Ich bitte Sie um dieser Jungen und Mädchen willen. Verzweifeln Sie nicht an den Kindern, wenn sie sich in jenem unmöglichen Alter der Unabhängigkeit und Mißachtung der Familienordnung befinden. Geben Sie Ihre Versuche nicht auf, wenn die Kinder sich schockierend unverantwortlich zeigen. Der Überschlaue, der vollkommen Selbständige wünscht keine Ratschläge, die für ihn lediglich das Gerede eines alten Menschen sind, der mit der Jugend nicht mehr Schritt hält. Es genügt nicht, etwas zu wissen — wir müssen es auch anwenden. Bereitwilligkeit ist nicht genug — wir müssen handeln.

Goethe hat gesagt, daß nichts schrecklicher ist, als wenn Unwissenheit etwas tut. Narren und Weise sind in gleichem Maße harmlos. Nur die halben Narren und die halbweisen Männer sind gefährlich.

Ein Universitätsprofessor soll einmal gesagt haben: „Ist es nicht großartig, daß der Herr eine so wohlgestaltete und gutaussehende Jugend geschaffen hat? Wie sollten wir sonst ihren Unsinn ertragen?"

Wir haben einen Enkel, der als Missionar in der Nordbritischen Mission dient. Er ist noch nicht sehr lange dagewesen, als er einen sehr spannenden Brief geschrieben hat. Darin hat er zugegeben, daß er sich auf einmal wieder an die Ratschläge seiner Eltern er-

Fortsetzung auf Seite 314

Der Präsidierende Bischof spricht zu der Jugend über Achtung

VON JOHN H. VANDENBERG

Wenn wir betrachten, wie der Heiland hier auf Erden wirkte, mit den Aussätzigen, den Krüppeln und den Waisen zusammen war oder in ernstem Gebet vor Seinem Vater niederkniete, fühlen wir, daß Er vor anderen eine tiefe Achtung empfand.

Selbst bei dem Verhör, als Ihn die verleugneten, die Er liebte und als Er von denen verspottet und verflucht wurde, zu denen Er gekommen war, um Ihnen zu dienen, zeigte Er niemals Verachtung in Seinen Worten. Selbst als der Pöbel schließlich „Kreuzige Ihn! Kreuzige Ihn!" schrie und man Ihn nach Golgatha brachte, wo Er die schrecklichsten Qualen erleiden sollte, war Er noch um das Wohl Seiner Mutter und derer besorgt, die Er liebte, ja um das Wohl derer, die Ihm die Nägel durch die Hände schlugen, und niemals kam Ihm ein verächtliches Wort über die Lippen.
Über diese wichtige Eigenschaft, die Achtung, möchte ich mit euch, ihr jungen Männer und Mädchen, sprechen. Achtung ist eine Tugend, welche die jungen Menschen oft nicht in vollem Maß würdigen; dennoch zeigt sie Reife, Würde und Größe. Die Tugend der Achtung spielt auf allen Lebensgebieten eine Rolle; doch möchte ich mit euch darüber sprechen, wie sie auf einigen heutzutage besonders wichtigen Gebieten anzuwenden ist.

Achtung vor den Eltern

Von der Zeit Adams bis zur Zeit von Sinai und von da an bis heute war die Jugend immer verpflichtet, den Eltern Achtung zu zollen. Die hervorragenden Männer haben ihren Eltern immer Achtung entgegengebracht. Als Christus, unser Meister, blutend am Kreuz hing, war er noch auf das Wohl Seiner Mutter bedacht. Wahres Mannestum und wahres Frauentum gründen sich auf die Achtung vor den Eltern.
Man erzählt sich von einem englischen Jungen, der auf das Feld seines Vaters geschickt wurde, um dieses zu bewachen. Er sollte auf jeden Fall verhindern, daß jemand hindurchgehen würde. Kaum hatte der Junge sich auf seinen Platz gestellt, als einige Jäger vorbeikamen und ihm befahlen, das Tor zu öffnen. Er schlug aber ihr Verlangen ab und sagte, daß er beabsichtige, das zu tun, was sein Vater im geboten habe. Schließlich trat einer der Jäger vor und sagte in befehlendem Ton: „Mein Junge, du kennst mich vielleicht nicht, aber ich bin der Herzog von Wellington. Ich kenne es nicht, daß jemand meine Befehle nicht befolgt. Ich befehle dir, das du das Tor aufmachst."
Da nahm der Junge seine Mütze ab und antwortete mit Festigkeit: „Ich bin sicher, daß der Herzog von Wellington nicht möchte, daß ich seinen Befehl befolge. Ich muß darauf achten, daß das Tor geschlossen bleibt, denn niemand kann hindurch, ohne daß mein Vater es ihm ausdrücklich gestattet hat."
Da nahm auch der Herzog seinen Hut ab und sprach: „Ich ehre den Mann oder den Knaben, der sich nicht einschüchtern und bestechen läßt, sondern seine Befehle befolgt. Wenn ich eine Armee hätte, deren Soldaten alle so gesinnt wären, könnte ich nicht nur Frankreich, sondern die ganze Welt erobern."
Die höchste Form der Achtung vor den Eltern ist der Gehorsam. Oft zeigt sich die Achtung in den sogenannten kleinen Dingen. Ihr jungen Männer und Mädchen würdet gut daran tun, euch einmal klarzumachen, daß ihr für alles, was ihr seid und was ihr habt, euren Eltern Dank schuldet. Niemand verdient eure Achtung so sehr wie eure Eltern.
Oft hören wir junge Menschen sagen, daß sie froh wären, wenn man ihnen mehr Achtung entgegenbringen würde, und diese Bitte geschieht nicht ohne Grund. Eine Grundregel des menschlichen Zusammenlebens besagt jedoch, daß Achtung wieder Achtung erzeugt. Wenn ihr eure Eltern und andere achtet und ehrt, werdet ihr feststellen, daß auch sie euch wieder Achtung erzeigen.

Achtung vor anderen

Die Charaktereigenschaft Achtung zeigt sich oft schon einfach in der Höflichkeit. Bedauerlicherweise muß man in unserer Zeit feststellen, daß die Höflichkeit gar nicht so allgemein verbreitet ist, wie sie es vielleicht sein könnte. Dabei ist gerade diese Form der Achtung und Rücksichtnahme so von Grund auf bedeutsam.
„Der Höflichkeit öffnen sich alle Türen", hat Thomas Fuller gesagt. Und Tennyson hat folgende Bemerkung geäußert: „Je größer der Mensch ist, desto größer ist auch seine Höflichkeit."
Wer wirklich ein Mann, wirklich eine Frau sein will, muß notwendigerweise seine Achtung auch durch Höflichkeit zeigen. Durch diese Eigenschaft

strahlen sie Selbstvertrauen und Selbstachtung aus. Darauf hat sich E. S. Martin in den folgenden Worten bezogen: „Selbstachtung ist die Wurzel aller guten Umgangsformen. Sie drückt Disziplin, Freundlichkeit und Achtung vor den Rechten und Gefühlen anderer sowie Besorgnis um ihr Wohlergehen aus."

Ihr jungen Leute, wir würden gut daran tun, uns zu prüfen und festzustellen, wie weit unsere Handlungen von Höflichkeit und Rücksichtnahme begleitet werden, ob ihnen eine Form der Achtung zugrunde liegt, die aus dem Herzen kommt.

„Nichts steht einem großen Mann mehr an als Höflichkeit", hat Cicero gesagt.

Achtung vor den Gesetzen

Achtung vor den Gesetzen und der Staatsgewalt gehört zu den obersten Leitsätzen unserer Religion. Der Prophet Joseph Smith hat dies so ausgedrückt: „Wir glauben daran, Königen, Präsidenten, Herrschern und Magistraten untertänig zu sein, den Gesetzen zu gehorchen, sie zu ehren und zu unterstützen." Auf diesem Gebiet gibt es neuerdings in unserer Gesellschaft einige Spötter, die diese wichtigen Grundsätze lächerlich machen wollen.

Vor kurzem erzählte ein vom Alter gebeugter Mann, dem die Jahre das Haar weiß gefärbt haben, eine Begebenheit. Als er noch jung war, kam er eines Abends von der Heuarbeit nach Hause auf den Bauernhof seines Vaters. Seit Tagesanbruch hatte er schon gearbeitet, nun aber bat ihn sein Vater, zur Stadt zu gehen, um dort etwas für Ihn zu erledigen.

Der alte Mann berichtete weiter: „Ich war müde, schmutzig und hungrig. Bis zur Stadt waren es zwei Meilen. Ich wollte mein Abendbrot haben. Zuerst wollte ich mich widersetzen, und zwar auf grobe Art, denn es ärgerte mich, daß mein Vater mir nach meinem langen Tagewerk noch diesen Gang aufbürden wollte. Ich wußte aber, daß er im Fall meiner Weigerung selbst gehen würde. 'Selbstverständlich gehe ich, Vater' sagte ich und gab einem der Männer meine Sense. 'Vielen Dank, Jim' entgegnete mein Vater. 'Ich habe selbst gehen wollen, aber irgendwie fühle ich mich heute nicht sehr kräftig.'

Er ging mit mir bis zu der Straße, die zur Stadt führte, und bevor er von mir fortging, legte er mir die Hand auf den Arm und sagte noch einmal: 'Vielen Dank, mein Junge; du bist mir immer ein guter Junge gewesen, Jim.' Ich beeilte mich, um in die Stadt und wieder zurückzukommen. Kurz vor dem Haus bemerkte ich, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war. Alle unsere Arbeiter waren vor der Tür versammelt, anstatt ihre Arbeit zu verrichten. Als ich näher herankam, ging einer der Männer auf mich zu. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht. 'Dein Vater ist tot', sagte er. 'Er ist niedergefallen, als er gerade das Haus erreicht hatte. In seinen letzten Worten hat er von dir gesprochen.'

Jetzt bin ich ein alter Mann, aber seit jener Stunde habe ich alle meine Jahre hindurch Gott immer wieder für die letzten Worte meines Vaters gedankt: 'Du bist mir immer ein guter Junge gewesen.'

Wenn ihr eure Eltern achtet, habt ihr den ersten Schritt dazu getan, eine edle Gesinnung zu entwickeln.

Achtung vor der göttlichen Vollmacht

Der Apostel Paulus mußte erst Achtung vor der Vollmacht lernen, bevor er zum Werk berufen werden konnte. In der Apostelgeschichte wird von der Reise berichtet, die Saulus voller Rachsucht nach Damaskus unternahm und die durch die Stimme des Herrn unterbrochen wurde, als diese Saulus zurief: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?"

Er aber sprach: „Herr, wer bist du?" Der Herr sprach: „Ich bin Jesus, den du verfolgst. Stehe auf und gehe in die Stadt; da wird man dir sagen, was du tun sollst." (Apg. 9:4-6)

Der Herr hätte nun Saulus mit wenigen Worten sagen können, was er tun solle; aber der Herr kannte den Charakter des Saulus und wußte, daß er Schwierigkeiten haben würde, die Vollmacht der Kirchenführer anzuerkennen und zu achten, was sich später auch verschiedentlich zeigte.

Um Saulus daher deutlich klarzumachen, daß es äußerst wichtig ist, die Vollmacht der Kirche zu achten, sandte der Herr den gelehrten Saulus zu Ananias. Dieser präsidierte über die Kirche in Damaskus und war ein einfacher Mann und genau derjenige, den Saulus ursprünglich verhaften wollte. Gerade dieser sollte ihn im Evangelium Jesu Christi belehren.

Die Achtung vor der Vollmacht ist eine Grundlage unserer Lehre. Im Buch „Lehre und Bündnisse" hat der Herr dies deutlich ausgesprochen, als er folgendes erklärte: „Was ich der Herr, gesprochen habe, das habe ich gesprochen, und ich entschuldige mich deshalb nicht; und obwohl Himmel und Erde vergehen werden, sei es durch meine eigene Stimme, oder durch die meiner Diener." (LuB 1:38)

Wenn ihr jungen Männer, die ihr das Aaronische Priestertum tragt, und ihr Mädchen versteht, die Konsequenzen aus dem zu ziehen, was der Herr hier gesagt hat, wartet eine große Segnung auf euch. Verehrt den Propheten, euren Pfahlpräsidenten und euren Bischof, bringt ihrer Vollmacht gebührende Achtung entgegen und nehmt ihren Rat an.

Wie wir schon gesagt haben, kommt man ohne Achtung nicht aus. In unserer heutigen Gesellschaft geschieht es viel zu oft, daß junge Menschen, die sich in ihrer unechten Reife unsicher fühlen, keine Achtung mehr zeigen, um vor sich selbst stärker dazustehen. Dabei merken sie kaum, daß sie sich dadurch nur „um ihr Recht bringen, Hervorragendes darzustellen."

Zum Schluß laßt uns einen Ausspruch von Präsident McKay frei wiedergeben: „Geringe Männer werden vielleicht erfolgreich sein, aber ohne Achtung werden sie niemals Größe erlangen."

DIE SONNTAGSSCHULE

Lest in den Schriften

VON LOWELL L. BENNION

Ihr suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin; und sie ist es, die von mir zeuget. (Joh. 5:39)

Die Worte, die Jesus hier gesprochen hat, werden durch die ähnliche Ermahnung des Paulus an Timotheus ergänzt:

Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast und dir vertraut ist, da du ja weißt, von wem du gelernt hast,

und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, die dich unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christus Jesus.
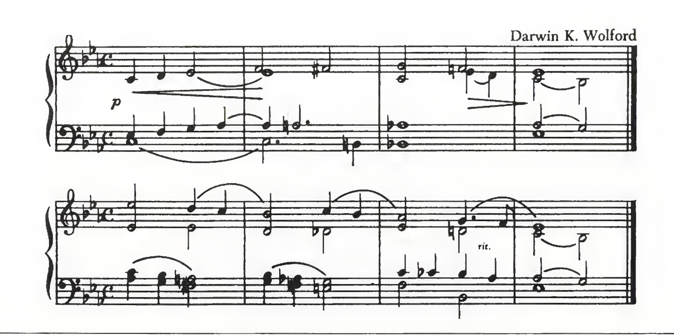
Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Aufdeckung der Schuld, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit,

daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. (2. Tim. 3:14-17)

Es gibt gute Gründe dafür, daß Evangeliumslehrer die Schüler in die Schriften einführen sollen. Die Schriften sind die einzigen über den Mormonismus veröffentlichten Bücher, denen Lehrautorität innerhalb der Kirche zukommt. Die Kirche erkennt keine anderen Bücher als kanonische Werke oder Standardwerke an.

Männer Gottes haben diese Bücher geschrieben — große Persönlichkeiten wie Amos, Jesaja, Jeremia, Paulus, Alma, Mormon, Moroni und der Prophet Joseph Smith. Sie sprechen deutlich, unmittelbar und mit Gewißheit und Vollmacht zu uns. Nur die Schriften bringen das, was über das Leben und die Lehren des meisterlichen Lehrers und Sohnes Gottes bekannt ist. Sie schenken uns die Grundsätze des Lebens und der Erlösung auf reiche und mannigfaltige Art.

Die Schriften sind fesselnd und voller Leben, voller großer und menschlicher Persönlichkeiten, bewegender und dramatischer Episoden, Geschichten Gleichnisse und Begebenheiten, Lieder, Sprichwörter und Predigten, Geschichtsberichte, dazu einige Liebesgeschichten und das Gegenspiel von Krieg und Frieden, Haß und Liebe, Ränkespiel und erhabenem Idealismus. In meist ansprechender und oft inspirierender Sprache finden wir die Darstellung fast aller menschlicher Schwächen und starker



Charakterzüge.

Zu einer Zeit, da viele Menschen zu Zuschauern und Zuhörern geworden sind und dem Vergnügen nachjagen, gibt es auch unter uns viele, welche die Schriften nicht kennen. Und doch können diese Bücher für jung und alt zu einer spannenden Lektüre werden. Im folgenden werden einige Möglichkeiten vorgeschlagen, wie man die Schüler zum gründlichen Lesen der Schriften anregen kann.

Das Lesen von Schriften in der Sonntagsschule

1. Man besorgt eine ausreichende Anzahl von billigen Ausgaben der Standardwerke, damit jedem Schüler einer mittelgroßen Klasse ein Satz zur Verfügung steht. Man kann auch jeden Schüler eine Ausgabe kaufen und in der Gemeindebibliothek aufheben lassen, damit die Bücher immer zum Lesen bereitstehen.

2. Der Lehrer hält keinen Vortrag über beispielsweise das Leben des Petrus, sondern wählt wichtige Kapitel aus dem Neuen Testament aus, die über ihn berichten (wie Matthäus 16, Johannes 13, Lukas 22 und 24, Apostelgeschichte 2, 3 und 10). Bevor der Lehrer jemand zum Lesen aufruft, versucht er die Neugier, etwas über Petrus zu erfahren, anzustacheln. Jeder erhält dann den Auftrag, ein Kapitel zu lesen und aus dem Gelesenen ein Charakterbild des Petrus zu entwerfen. Nach den Beschreibungen der Schüler stellt der Lehrer, ihnen entsprechend, an der Tafel die Persönlichkeit des Petrus dar.

Man kann die Schüler zum Forschen in den Schriften dadurch anregen, daß man eine Frage stellt oder ein Problem aufwirft und die Schüler dann damit beauftragt, bestimmte Abschnitte zu lesen, woraus sie die Antwort oder die Lösung entnehmen können. Das Lesen ist für sie viel spannender, wenn sie mit einer bestimmten Frage und genauen Zielsetzung an die Schriften herangehen.

3. Viele Verse in den Schriften lassen sich gut zur Einführung, zum Beschluß und sogar zum Entwickeln einer ganzen Lektion verwenden:

Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden? (Mark. 8:36)

Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. (Matth. 6:24)

Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. (Röm 12:21)

. . . Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. (2. Kor. 3:6)

Der Lehrer soll den Schülern eine Möglichkeit schaffen, daß sie selbst die Bedeutung einer schönen Schriftstelle herausfinden. Geben Sie ihnen entsprechende Aufträge und regen Sie sie dazu an, schöpferisch und mit Phantasie nachzudenken.

4. Durch einzelne Worte kann man den Schüler oft anregen. Man kann an irgendeinem Sonntag den Unterricht damit beginnen, daß man um eine Definition und Erklärung von Wörtern bittet, die in den Schriften vorkommen. Der Lehrer muß dann aber auch wirklich darauf vorbereitet sein, die Erklärung zu ergänzen und erläuternde Beispiele anzuführen. So kann man über die Bedeutung von Worten wie Liebe, Glaube, Erlösung, ewiges Leben und Furcht sprechen.

Nehmen wir einmal das Wort „ewig". In der Schrift hat es sowohl einen quantitativen wie qualitativen Sinn. An manchen Stellen ist damit „endloses Leben" gemeint und bedeutet wörtlich, daß es weder einen Anfang noch ein Ende hat (quantitativ). Das Wort „ewig" steht aber auch oft in einem Zusammenhang, wie in Joh. 17:3, wo es „Gott gleich" bedeutet (qualitativ) Mit der Erklärung dieses einen Wortes und seinen unterschiedlichen Bedeutungen in der Schrift sowie seiner Anwendung auf unser Leben läßt sich also eine vollständige und lehrreiche Lektion aufbauen.

5. Die Schüler sollen zum Auswendiglernen von Schriftstellen angeregt werden. Dies wird wahrscheinlich nur dann einen Wert haben, wenn alle Schüler durch eigenes Forschen und gemeinsames Besprechen genau verstanden haben, was sie auswendig lernen sollen. Die Schriftstelle soll auch nicht zu lang oder zu schwierig sein. Die Schüler sollen sie beim Unterricht üben, indem sie sie gemeinsam und mit echtem Gefühl aufsagen.

Abendmahlsspruch Juli

Juniorsonntagsschule

Jesus aber sprach zu ihm: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte." Matthäus 22:37.

Sonntagsschule

Jesus sprach: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis." Lukas 22:19.


JUGENDTAGUNG
68
HAMBURG
27. VII. – 1. VIII.

Liebe Pfahl-, Missions- und Distriktspräsidenten, Bischöfe und Gemeindevorsteher, liebe JUTA-Beauftragte in den Gemeinden, liebe Teilnehme an der GFV-Jugendtagung 1968,
haben Sie schon

— alle **BROSCHÜREN** gegen Zahlung von DM 1,— abgegeben?
Bitte schicken sie keine zurück; für DM 1,— ist diese Broschüre immer zu gebrauchen. Ich kann mir vorstellen, daß ein Mitglied nicht mitfahren kann, aber trotzdem gerne einen Beitrag für uns leisten möchte und sogar das Vielfache des Preises zahlt.

— alle **SPARBÜCHER** ausgegeben?

— alle **WERTMARKENSERIEN** angebrochen und für den Kauf der ersten Wertmarke die **ANSTECKNADELN** ausgehändigt?

— alle **WERTMARKEN** verkauft?

— alle **REISEVORBEREITUNGEN** getroffen, insbesondere Jugendpflege- oder Gruppenfahrt bei der Bundesbahn angemeldet, Bus bestellt oder Fahrt mit dem Privatwagen organisiert?

— alle eingegangenen Beträge sofort, auf jeden Fall einmal im Monat — mit Aufstellung, wer wieviel gezahlt hat — über den Bischof oder Gemeindepräsidenten auf unser Postscheckkonto Hamburg 80018 überwiesen?

— alle **ANMELDUNGEN** ausfüllen lassen, überprüft, daß alles stimmt, und sie uns mit den Erstüberweisungen zugesandt?

— alle Geschwister und Freunde im Alter von 12—100 Jahren (Teilnahme am Programm 16 (15)—30 J.) persönlich angesprochen, daß ihre Teilnahme sehr gewünscht wird, weil wir ausreichend Platz haben?

Hier noch einige wichtige Hinweise:

— Wir benötigen nur die Beträge in der dritten Spalte der Kostentabelle (Broschüre). Die Beträge in der zweiten Spalte gehören zur Begleichung der Fahrtkosten. Auch 12jährige können, wenn besondere Umstände es erfordern, mitkommen. Sie müssen dann allerdings den vollen Preis zahlen.

— Hauptkostenträger für diese Jugendtagung – für den LASTENAUSGLEICH – sind die Norddeutsche Mission, der Pfahl Hamburg und teils auch die Zentraldeutsche Mission. Alle Teilnehmer aus den anderen Gebieten sind entweder Normalzahler oder Nutznießer dieser doch „sozialen" Lösung. Um dieses Problem also zu lösen ,benötigen wir möglichst viele DM 120,00-Zahler.

— Hier zwei gegensätzliche Beispiele über WERBUNG:

— Eine mittlere Gemeinde des Pfahles Hamburg gab bereits in den ersten vier Wochen 35 SPARBÜCHER aus, überwies einen hohen Betrag und forderte anschließend weitere 15 Broschüren, Wertmarkenserien, Sparbücher und Anstecknadeln an. Die ersten 10 Käufer waren ausnahmslos alte Geschwister, die, wenn sie auch nicht an allen Programmen teilnehmen können und weder Übernachtung noch Frühstück benötigen, aber doch durch ihre Zahlung von DM 120,— der Jugend zum Gelingen der Jugendtagung in ihrer Stadt helfen möchten.

— Eine etwas größere Gemeinde außerhalb der 600-km-Grenze hatte 20 Broschüren zugesandt erhalten. Sie wollte uns vor zwei Wochen bereits 15 zurückschicken, da sich nur 5 Teilnehmer gemeldet hätten.

Nein, liebe Geschwister, liebe JUTA-Beauftragte, so wie im letzten Falle geht es nicht. Nach einem Monat Werbung darf man doch nicht schon resignieren; denn so müssen wir es nennen, wenn man bereits drei Monate vor dem Geschehen die Aktion abschließt.
Natürlich, bis zum **15. Juli** soll alles unter Dach und Fach sein.
Sollte ein Allerletzter erscheinen, dann schicken Sie kurzfristig die Anmeldung und rechnen das Geld in Hamburg bei der Ankunft ab.

Vergessen Sie nicht bei Antritt der Fahrt mitzunehmen:

— Ihr **SPARBUCH** — mit sechs Wertmarken versehen und von Ihnen und Ihrem Bischof oder Gemeindepräsidenten unterschrieben.

— Leinenschlafsack und Wolldecken (nach Bedarf), sowie Eßbesteck, Brotbrett und Trinkbecher, sofern Sie nicht Privat- oder Hotelunterkunft gewünscht haben;

— viel **BEGEISTERUNG** und den Wunsch mitzuhelfen, damit die Jugendtagung gelingt.

Und bedenken Sie auch, daß unsere Jugend eine große Kulisse braucht, die aus den Eltern, Verwandten, Mitgeschwistern, also aus Erwachsenen und den „Autoritäten" bestehen soll.

Liebe in der Anrede angesprochene Beamte, Sie haben doch sicherlich als gutes Beispiel zuerst Broschüre, Sparbuch, alle sechs Wertmarken und die Anstecknadel erstanden?

Noch ein **„KNÜLLER"** für unser Programm:

Am Dienstag, den 30. 7. spätnachmittags, können wir ein **INTERNATIONALES SPORTFEST** in der Jahnkampfbahn im Stadtpark erleben, wo eine Leichtathletikmannschaft der BYU (Brigham Young-Universität) zu einem Wettkampf gegen den HSV (Hamburger Sportverein) und Spitzenathleten aus Norddeutschland antritt.

Wir wünschen viel Vorfreude und Erfolg in der Werbung bis zum 27. Juli in Hamburg.

Im Namen von Präsident Rees und allen Geschwistern aus dem Organisationsausschuß

Ihr Bruder Friedrich Peters



Vorher und nachher

VON FLORENCE S. JACOBSEN,
Präsidentin der GFVJD

■ Was ist Brigham Young vor seiner Begegnung mit dem Propheten Joseph Smith gewesen? Er ist der Vater von zwei kleinen Mädchen gewesen, ein Mann, der in der Bibel gelesen hat, ein fleißiger Glaser, Maler, Schreiner, Zimmermann und ein neues Kirchenmitglied. Dann ist er dem Propheten Joseph Smith begegnet, der ihn buchstäblich dazu inspiriert hat, einer der hervorragendsten Missionare, Besiedler, Geschäftsleute und Kirchenführer seines Jahrhunderts zu werden.

John Taylor ist ein ziemlich unbekannter Methodistenprediger gewesen, ehe er dem Propheten Joseph Smith begegnet ist. Dieser hat ihn inspiriert, so daß er ein Missionar geworden ist, dessen Erfolg unerreicht dasteht, und außerdem ein hervorragender Redakteur und ein Geschäftsmann, der neue Gebiete erschlossen hat. Auch John Taylor ist Präsident der Kirche geworden.

Was ist Orson Pratt vor seiner Begegnung mit diesem großen Propheten gewesen? Er ist ein 19jähriger Junge mit wenig Schulbildung gewesen, der neun Jahre lang ohne ein Zuhause umhergewandert ist. Er hat in jener Zeit jede Arbeit verrichtet, wodurch er sich hat ernähren und kleiden können. Nachher ist er 21mal auf Mission gewesen; er hat den Atlantik 16mal überquert und er hat gepredigt, geschrieben und Tausende bekehrt. Er hat religiöse und wissenschaftliche Arbeiten verfaßt, Mathematik und Philosophie gelehrt, Schulen gegründet und Pionierortschaften errichtet.

Was hat Orson Hyde im November 1831 schon bedeutet? Er ist 26 Jahre alt gewesen, ein unbedeutender Handlungsgehilfe auf dem Land, der vom Propheten Joseph Smith und durch dessen Botschaft inspiriert worden ist und daraus Kraft erhalten hat. Er ist ein bedeutender Missionar geworden. Im Jahr 1841 hat er sich ohne Geld, ohne Empfehlungsschreiben und Papiere und ohne politische Hilfe an die jüdischen religiösen Führer in aller Welt gewandt. Auf dem Ölberg in Jerusalem hat er ein Gebet gesprochen und Palästina für die Sammlung der Juden geweiht.

Dies sind einige der großen Männer der Kirche — Namen, welche die Kirche und die Welt kennt. Und für jeden von ihnen gibt es Tausende, die es nicht zu einer prominenten Stellung in der Kirche, im Zivilleben und in der Welt gebracht haben; aber sie haben auf ihre eigene persönliche Weise Größe erreicht.

Was ist Carol Anderson gewesen, bevor sie den Ährenleserinnenunterricht in der GFV besucht hat? Die Lehrerin hat in der Werbeabteilung eines großen Warenhauses eine leitende Stellung innegehabt. Carols Familie ist 1930 von der Wirtschaftskrise schwer betroffen gewesen. Sie haben kein Geld für Bildung oder auch nur für die Fahrtkosten zu einer Hochschule oder Universität gehabt. Die Lehrerin der Ährenleserinnenklasse hat die Schwierigkeit mit diesen Worten beseitigt: „Wenn du jeden Samstag bei mir zu Hause saubermachst, werde ich dich die Grundbegriffe des Werbewesens lehren."

Carol hat die Arbeit verrichtet. Die Ährenleserinnenleiterin hat ihr Versprechen gehalten. Stufe um Stufe hat Carol die Leiter zu einer prominenten Stellung auf dem Gebiet der Werbung erklommen, vom Kopisten bis zur Werbeleiterin — und dies alles, weil sich eine Ährenleserinnenleiterin darüber Gedanken gemacht hat.

Was ist der zwölfjährige Bill Andrus gewesen, bevor er den Pfadfinderführer kennengelernt hat? Bill war ein schüchterner Junge, etwas schwerfällig und nicht sehr aufgeschlossen. Was wird Bill jetzt, wo er der GFV angehört?

Was ist die 14jährige Sally James gewesen, bevor sie die Leiterin für GFV-Mädchen kennengelernt hat? Sally ist abscheulich feindselig gewesen, dazu unfreundlich, unbeholfen und unglücklich. Was wird Sally jetzt, wo sie der GFV angehört?

Was ist Jane Crowley gewesen, bevor sie die GFV besucht hat? Jane ist in einer Welt voll Sünde verloren gewesen. Sie ist zu Gesellschaften eingeladen worden, wo Unsittlichkeit, Trunk und Rauschgiftgenuß herrschten. Und eines Tages ist sie im fernen Kanada zur GFV eingeladen worden. Ihr erster Gedanke ist gewesen: „Ich kenne Unsittlichkeit, Trunksucht und Rauschgift; aber was kenne ich

sonst?" Sie hat die Einladung angenommen. Zur vereinbarten Zeit ist sie an dem Abend Arm in Arm mit einer neuen Freundin in die hellerleuchtete Umgebung eines GFV-Unterhaltungssaales geschritten, um ein neues Leben zu beginnen.

Jane hat das Eröffnungslied gesungen und gedacht: „Sie singen es so andächtig, so schön." Sie hat den Kopf geneigt, während jemand ein Gebet gesprochen hat, und sie hat ein paar eigene Worte hinzugefügt — Worte der Dankbarkeit für diesen schönen Augenblick, wo es geschienen hat, als sei sie mit dem himmlischen Vater allein. Die Anwesenden haben sich erhoben und die Worte vom 1. Buch Nephi 3:7 aus dem Buch Mormon mit überzeugter Stimme wiederholt: „Ich will hingehen und das tun, was der Herr geboten hat, denn ich weiß, daß der Herr den Menschenkindern keine Gebote gibt, es sei denn, daß er einen Weg für sie bereite, damit sie das ausführen können, was er ihnen geboten hat."

Der anschließende Abend ist mit rhythmischen Klängen und anmutigen Tänzen angefüllt gewesen. Viele nette, ordentliche junge Männer haben Jane zum Tanzen aufgefordert. Die Luft ist frisch gewesen, und die Lichter haben einen warmen Schein ausgestrahlt. Ihre Tanzpartner sind gut gekleidet gewesen und haben sich charmant und sympathisch benommen. „Ich habe nicht glauben können, daß es einen so guten Ort in der ganzen Welt gibt", hat Jane gesagt.

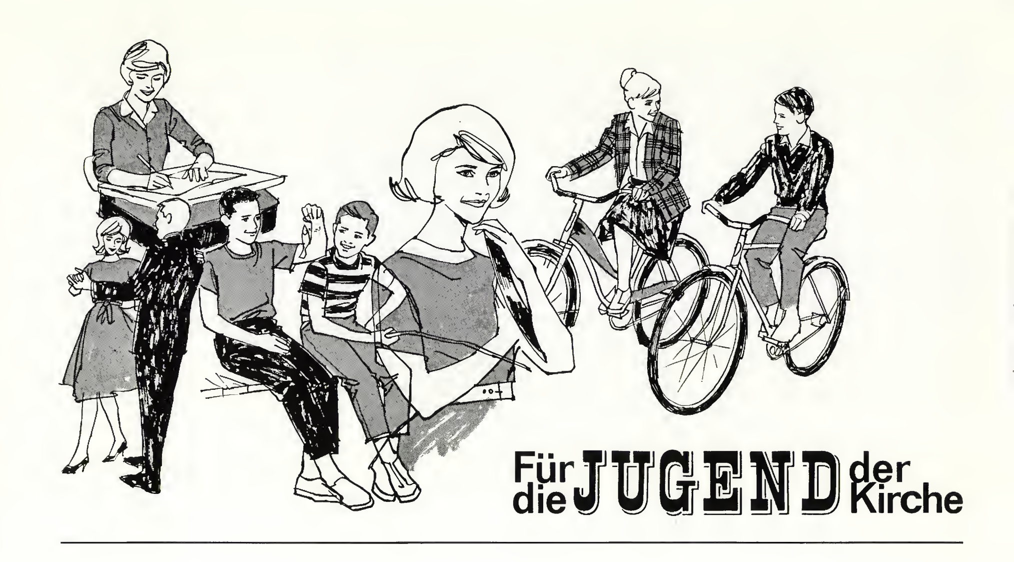
Durch die GFV ist Jane in eine neue Welt eingeführt worden. Dort hat ihr Zeugnis begonnen. Es ist gewachsen und hat sich vermehrt. Dann sind viele Abende bei der GFV gefolgt, viele Zusammenkünfte mit Missionaren, viele Stunden des Betens und Fastens, und Jane ist getauft worden. In der GFV hat sie ihren Ehepartner für die Ewigkeit gefunden. Sie sind im Tempel getraut worden. Heute haben sie vier Kinder, die im Evangeliumsplan Fortschritte machen.

Wo wäre Jane, wenn sie nicht die GFV kennengelernt hätte?

Was hat Joseph Smith besessen, wodurch die großen Männer in der Kirche beeinflußt worden sind? Was besitzt die GFV, wodurch sie in heutiger Zeit die Jugend zum Guten bekehrt? Die Antwort lautet: „Das Evangelium Jesu Christi." Dies ist das Fundament der Inspiration. Es verleiht den jungen Männern und Frauen Kraft und Begeisterung, dazu die Gewißheit, daß der gerechte Vater im Himmel sie mit Erfolg in dem irdischen Werk segnen wird, wozu sie berufen sind. Die GFV vollzieht diese Wandlung zum Guten.

In jedem Jungen und Mädchen schlummern göttliche Möglichkeiten. Die GFV bezweckt, daß jeder Junge und jedes Mädchen den Evangeliumsplan kennenlernt, daß sie Glück und Freude in einem entsprechenden Leben finden und daß sie sich auf eine ewige Ehe vorbereiten; sie sollen später ihre Kinder lehren, den Herrn zu lieben. So werden sie die Freuden und Segnungen empfangen, die das Leben ihnen zu bieten hat. O

„Die GFV sieht augenblicklich kurze und lange Manuskripte von Vorstellungen vor einem Publikum jeglichen Alters durch, um geeignete Vorführungen abzudrucken. Es werden Stücke entgegengenommen, die sich an die Kirchengrundsätze halten und die Sprache und Kultur der Länder und Gebiete darstellen. Wir benötigen sofort Stücke mit ausschließlich oder überwiegend weiblichen Rollen zur 100-Jahr-Feier der GFV. Die Veröffentlichungsrechte werden von uns erworben. Schicken Sie die Manuskripte in entsprechender Form an: MIA Drama Committee, 79 South State Street, Salt Lake City, Utah 84111, USA."



Erschütternde Begebenheiten oder Bestimmung

VON SPENCER W. KIMBALL

In letzter Zeit hat es viele erschütternde Begebenheiten gegeben, und anscheinend gibt es viele Menschen, die den Herrn für jeden sogenannten Unglücksfall verantwortlich machen und über ein scheinbares Unheil unglücklich sind.

Aus diesem Grund möchte ich euch einmal ein paar Gedanken vortragen, die vielleicht die gespannten Gefühle vermindern, zu einem vernünftigen Denken anregen und möglicherweise einige schon so oft gestellten, doch selten gelöste Fragen wenigstens zum Teil beantworten.

In der Tageszeitung donnern die Schlagzeilen: „43 TOTE DURCH FLUGZEUGUNGLÜCK! UNGLÜCKSFALL IN DEN BERGEN OHNE ÜBERLEBENDE", und viele Stimmen rufen im Chor: „WARUM HAT DER HERR DIESES FURCHTBARE EREIGNIS ZUGELASSEN?"

Ich wünschte, ich könnte auf diese Fragen eine Antwort geben. Eines Tages werden wir all dies verstehen, und unsere Gefühle werden zur Ruhe kommen.

Gott und Unglücksfälle

Hat der Herr das Flugzeug geleitet, als es im Gebirge zerschellt ist, und hat Er dadurch das Leben der Passagiere auslöschen wollen, oder sind technische Fehler oder menschliches Versagen die Ursache gewesen?

Kann der Herr solche Unglücksfälle verhindern? Die Antwort heißt JA. Der Herr ist so allmächtig, daß Er unser Leben lenken und uns vor Schmerz und Unglück bewahren kann. Er hat die Macht, alle Flugzeuge und Autos zu lenken, für unsere Nahrung zu sorgen, uns zu beschützen und uns von Mühe, Arbeit, Krankheit und sogar vom Tod zu verschonen.

Aber wollt ihr denn das? Würdet ihr jede Anstren-

gung, jede Enttäuschung, jede Versuchung und Kummer und Leid von euren Kindern fernhalten?

Das Evangelium beruht auf der Entscheidungsfreiheit des Menschen. Wollte Gott uns dazu zwingen, immer vorsichtig und rechtschaffen zu leben, so würde Er dieses oberste Gesetz von Grund auf zunichte machen und uns die Möglichkeit zu wachsen nehmen.

So hat der Schöpfer am Anfang zu Mose gesprochen:

Weil Satan sich nun gegen mich empörte und die freie Wahl zu zerstören trachtete, die ich, Gott der Herr, dem Menschen gegeben hatte ... (Moses 4:3)

Und der Herr sprach zu Adam und sagte: Da deine Kinder in Sünde empfangen sind, keimt die Sünde in ihren Herzen, wenn sie anfangen aufzuwachsen, und sie schmecken das Bittere, damit sie verstehen mögen, das Gute zu schätzen.

Und sie können Gutes von Bösem unterscheiden, deshalb können sie für sich selbst wählen ... (Moses 6:55-56)

Die „In dem Herrn sterben"

Es ist offensichtlich, daß in den Augen des Herrn der Tod nicht immer ein Fluch oder ein Unglück ist, denn Er hat gesagt:

... gesegnet sind die Toten, die von nun an in dem Herrn sterben ... (LuB 63:49)

Das Leben geht weiter, und mit ihm bleibt die Entscheidungsfreiheit bestehen, während der Tod, der scheinbar ein so großes Unheil darstellt, eine verhüllte Segnung sein kann.

Würden wir nicht sagen, daß es besser sei, in diesem sterblichen Zustand weiterzuleben, als in die Geisterwelt einzugehen und vielleicht erlöst und erhöht zu werden, wenn wir einen frühen Tod ein Unglück oder eine erschütternde Begebenheit nennten? Wenn die Sterblichkeit ein Zustand der Vollkommenheit wäre, dann würde der Tod wirklich eine Enttäuschung für uns bedeuten. Das Evangelium lehrt uns aber, daß der Tod kein Unglück bedeutet, sondern *nur* die Sünde.

Wenn alle geheilt würden

Der Herr hat uns die Versicherung gegeben, daß die Kranken geheilt werden, wenn die Verordnung vollzogen wird, der Glaube groß genug ist und der Kranke nicht „bestimmt ist zu sterben". Es müssen also drei Faktoren zusammenkommen. Viele sind mit den Verordnungen nicht einverstanden, und es gibt sehr viele, die nicht genügend Glauben ausüben können oder es nicht wollen. Der andere Faktor ist von außerordentlicher Bedeutung: Wenn sie nicht bestimmt sind zu sterben. Gott handelt niemals ohne Zweck. Er weiß von vornherein, wie alles ausgehen wird. Er weiß, was uns stärkt und was uns zu Fall bringt, was den Plan durchkreuzt und was uns schließlich zum Sieg verhilft.

Grenzenlose Macht und begrenztes Verständnis

Die Macht des Priestertums kennt keine Grenzen, aber Gott hat weise gehandelt, als Er jedem von uns bestimmte Beschränkungen auferlegt hat. Ich kann die Kräfte meines Priestertums desto mehr zur Entfaltung bringen, je mehr ich mein Leben vollkommen mache. Ich bin dankbar dafür, daß ich nicht alle Kranken heilen kann, obwohl ich das Priestertum trage. Vielleicht würde ich Menschen heilen, die eigentlich sterben sollen. Vielleicht würde ich Menschen von Leiden befreien, die sie gerade ertragen sollen. Ich fürchte, daß ich dann gegen die Pläne Gottes handeln würde.

Wenn meine Macht keine Grenzen hätte, dafür aber mein Verständnis Grenzen unterstellt wäre, hätte ich vielleicht Abinadi vor den Flammen retten können, als er am Marterpfahl verbrannt wurde. Vielleicht hätte ich ihm dann aber einen nicht wieder gut zu machenden Schaden zugefügt, wenn er dann nämlich nur ein geringeres Reich ererbt hätte. So ist er als ein Märtyrer gestorben und hat den Lohn eines Märtyrers erhalten: Erhöhung: Er hätte weiter auf der Erde leben müssen und dabei möglicherweise seinen Glauben, seinen Mut oder gar seine Tugendhaftigkeit verloren und keine Erhöhung empfangen.

Wenn ich uneingeschränkt Macht besäße, hätte ich Paulus wahrscheinlich gegen seine Leiden beschützt. Ganz bestimmt hätte ich ihn von seinem „Pfahl im Fleisch" befreit. Dabei hätte ich vielleicht den Plan zunichte gemacht, so daß Paulus nur einen geringeren Grad der Herrlichkeit erlangt hätte. Dreimal hat er sich im Gebet an den Herrn gewandt und Ihn gebeten, ihn von dem „Pfahl" zu erlösen, aber auf diese Weise hat der Herr diese Gebete nicht beantwortet. Wäre Paulus beredsam, gesund und schön gewesen, ohne Leiden zu kennen, die ihn demütig machten, hätte er auf mancherlei Weise seine Möglichkeiten verlieren können. Paulus sagt:

Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe.

Und er hat zu mir gesagt: Laßt dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.

Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit, in Mißhandlungen, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten, um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark. (2. Kor. 12:7, 9-10)

Wäre Paulus geheilt worden, so hätte er möglicherweise alles verloren.

Könnte ich meine Macht so uneingeschränkt ausüben, dann hätte ich es gewiß für nötig befunden, Christus vor den Beleidigungen, der Dornenkrone, den Herabwürdigungen beim Verhör und vor den Verletzungen, die Er an Seinem Körper erlitt, zu beschützen. Vielleicht hätte ich Seine Verfolger mit Blitzschlägen niedergestreckt. Ich hätte Ihn von Seinem Kreuz herabgeholt, Seine Wunden gesegnet und geheilt und hätte Ihm kühlendes Wasser anstatt Essig gegeben. Ich hätte Ihn vor dem Tod erretten können, hätte dadurch die Welt aber um das Sühneopfer gebracht und den ganzen Plan zerstört.

Wäre meine Macht ohne Grenzen, dann hätte ich

meinen Vater und meine Mutter heilen können. Ich hätte es vielleicht niemals zugelassen, daß sie sterben.

Hättet ihr den Mut, die Verantwortung zu tragen, wenn ihr eure Lieben wieder zum Leben erwecktet? Ich würde es mir jedenfalls sehr überlegen. Ich bin dankbar, daß wir immer beten können: „In allen Dingen geschehe Dein Wille, denn Du weißt, was am besten ist." Ich bin froh, daß nicht ich die Entscheidungen fällen muß. Wir könnten unsere Lieben dazu verurteilen, alle Möglichkeiten und alle Macht zu verlieren und einem schrecklichen Gericht ausgesetzt zu sein.

Der Tod — ein Teil des Lebens

Alle müssen sterben. Der Tod ist ein wichtiger Teil des Lebens. Es ist selbstverständlich, daß wir niemals ganz auf diese Veränderung vorbereitet sind. Wir wissen nicht, wann sie uns trifft, und so geben wir uns alle Mühe, unser Leben zu erhalten.

Warum haben wir so eine Furcht vor dem Tod? Wir beten für die Kranken — wir segnen die von Krankheit Befallenen — wir flehen den Herrn an, daß Er Heilung bringen, Schmerzen lindern, das Leben erhalten und den Tod hinausschieben möge, und wir handeln dabei richtig. Aber müssen wir vor der Ewigkeit solche Angst haben? Ist sie so schrecklich?

Ich bin sicher, daß für den Tod ein bestimmter Zeitpunkt gesetzt ist, denn ich bin kein Fatalist. Ich glaube aber, daß viele Menschen vor „ihrer Zeit" sterben, weil sie nicht genug achtgeben, ihre Gesundheit mißbrauchen, unnötige Risiken eingehen oder sich Gefahren, möglichen Unfällen und der Ansteckungsgefahr bei Krankheiten aussetzen.

Folgendes lesen wir in der neuzeitlichen Offenbarung:

... Es ist mein Wille, daß mein Diener Lyman Wight fortfahre, ... für Zion zu predigen ..., und ich will ihn tragen wie auf Adlersfittichen ...

Dann kann ich ihn, nachdem er *sein Werk beendet hat*, zu mir nehmen, wie ich es mit meinem Diener David Patten getan, der jetzt bei mir ist, und auch mit meinem Diener Edward Partridge, und ebenso mit meinem bejahrten Diener Joseph Smith sen., *der zur Rechten Abrahams sitzt;* gesegnet und heilig ist er, denn er ist mein. (LuB 124:18, 19)

Ist der Gedanke so umwerfend, daß der Märtyrertod für David Patten ein Segen gewesen ist? Es ist doch etwas Großartiges, für eine gerechte Sache zu sterben. Ihm ist die große Herrlichkeit der Erhöhung zugesagt worden; dies zeigen die Worte: „... kann ich ihn ... zu mir nehmen, wie ich es mit meinem Diener David Patten getan, der jetzt bei mir ist ..."

Wir lesen über die, welche vor der Sintflut gelebt haben:

Hältst du den Weg der Vorzeit ein, auf dem die Ungerechten gegangen sind,

die FORTGERAFFT WURDEN, EHE ES ZEIT WAR, und das Wasser hat ihren Grund weggewaschen,

die zu Gott sprachen: „Heb dich von uns!"? Was sollte der Allmächtige ihnen antun können? (Hiob 22:15-17)

Im Prediger erfahren wir folgendes:

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde:

geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit ... (Pred. 3:1-2)

Sei nicht allzu gottlos und sei kein Tor, damit du nicht sterbest VOR DEINER ZEIT. (Pred. 7:17)

Ich glaube, daß wir meistens vor unserer Zeit sterben, daß wir aber nur in Ausnahmen weit über unsere Zeit hinauskommen, wobei es freilich Ausnahmen gibt.

Der 25jährige König von Juda, Hiskia, war weit gottesfürchtiger als die, welche vor oder nach ihm auf dem Thron saßen. Diesem König von Juda war ein bestimmter Zeitpunkt für den Tod festgesetzt.

Zu dieser Zeit wurde Hiskia todkrank. Und der Prophet Jesaja ... kam zu ihm und sprach zu ihm: So spricht der Herr: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.

Hiskia liebte das Leben wie wir und wandte sein Antlitz zur Wand und weinte sehr:

... gedenke doch, daß ich vor dir in Treue und mit rechtschaffenem Herzen gewandelt bin und getan habe, was dir wohlgefällt.

So wie bei uns war es auch bei Hiskia ganz natürlich, daß er am Leben hing und dem Tod entrinnen wollte. Der Herr erfüllte seine Bitte.

... Ich habe dein Gebet gehört und deine Tränen gesehen. Siehe, ich will dich gesund machen ...

und ich will fünfzehn Jahre zu deinem Leben hinzutun und dich und diese Stadt erretten vor dem König von Assyrien ... (2. Könige 20:1, 3, 5, 6)

Der Herr veränderte Seinen Plan ein wenig, schenkte Hiskia noch fünfzehn Jahre und befreite Juda aus den Händen der Assyrer.

Auch Abinadi blieb so lange am Leben, bis seine Zeit gekommen war, und niemand konnte ihn töten:

Rührt mich nicht an, denn Gott wird euch schlagen, ... denn ich habe die Botschaft noch nicht verkündet, die mir der Herr aufgetragen hat ... daher wird Gott nicht zugeben, daß ich zu dieser Zeit vernichtet werde ...

Ihr seht, daß ihr nicht die Macht habt, mich zu erschlagen ... (Mosiah 13:3, 7)

Ihm wurde voller Schutz gewährt, bis er seine Mission erfüllt hatte, dann ließ der Herr seinen Märtyrertod zu.

Lehi und Nephi, die Söhne Helamans, die viele Tausende bekehrten, wurden ins Gefängnis geworfen, wo sie keine Nahrung erhielten. Ihre Verfolger versuchten, sie zu erschlagen, aber sie waren wie von einem Feuer umgeben.

Voller Kühnheit sprachen die Missionare:

... ihr [könnt] keine Hand an uns legen und uns ... töten.

Die Erde bebte. Die Mauern des Gefängnisses wurden erschüttert, und eine Stimme,

... die über der Wolke der Finsternis zu sprechen schien sagte: ... trachtet nicht mehr nach dem Leben meiner Diener. (Helaman 5:26, 29)

Oft geschah es, daß der Heiland sagte: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Als Er das letztemal gen Jerusalem kam, verkündigte Er Seinen Jüngern: „Die Stunde IST gekommen." (S. Mark. 14:41.)

Heber C. Kimball erhielt vom Herrn ein ungewöhnliches Versprechen, das uns zeigt, wie sehr Er unser Schicksal in Seinen Händen hält. Der Herr auferlegte ihm eine Prüfung, die beinahe unvorstellbar ist, ähnlich der Abrahams. Trostlos und voller Bestürzung drang er in Joseph Smith, er solle den Herrn befragen, worauf der Prophet die folgende Offenbarung erhielt:

Sage ihm, er soll hingehen und mein Gebot erfüllen, und wenn ich sehe, daß er in die Gefahr des Abfalls gerät, nehme ich ihn zu mir. („Life of Heber C. Kimball" von Orson F. Whitney)

Im Glauben zum Herrn leben

Gott hält unser Leben in der Hand, Er führt und segnet uns, doch läßt Er uns unsere Entscheidungsfreiheit. Er läßt uns die Wahl, unser Leben entweder nach Seinem Plan zu führen oder aber töricht zu sein und es zu verkürzen oder zu beenden.

Ich bin davon überzeugt, daß der Herr unseren Weg geplant hat. Wir können unser Leben zwar verkürzen, aber ich glaube nicht, daß wir es um viel verlängern können. Irgendwann werden wir einmal alles verstehen, und wenn wir dann aus überlegener Sicht zurückschauen, werden wir mit vielem doch zufrieden sein, was in unserem Leben geschah und was uns anfangs so schwer verständlich erschienen ist.

Vor unserer Geburt haben wir gewußt, daß wir auf die Erde kommen werden, um einen Körper zu erhalten und Erfahrungen zu sammeln. Wir haben auch gewußt, daß wir Freude und Leid, Schmerz und Trost, Bequemlichkeit und Mühen, Gesundheit und Krankheit, Erfolg und Versagen unterstellt sein werden, und wir haben auch gewußt, daß wir einmal sterben werden. Wir haben alle diese Möglichkeiten mit frohem Herzen angenommen und uns sowohl auf die angenehmen wie auf die unangenehmen Erfahrungen gefreut. Auf jeden Fall sind wir damit einverstanden gewesen, einen sterblichen Körper zu erhalten, auch falls er verunstaltet wäre. Wir sind begierig darauf gewesen, auf die Erde zu kommen, ganz gleich, ob für einen Tag, ein Jahr oder für ein Jahrhundert. Vielleicht haben wir uns gar nicht so viele Gedanken darüber gemacht, ob wir durch Krankheit, Unfall oder an Altersschwäche sterben werden. Wir sind bereit gewesen, hierherzukommen und das Leben so hinzunehmen, wie es sich gestaltet und wie wir es dann einrichten können, und wir haben nicht beabsichtigt darüber zu murren, uns zu beklagen oder unvernünftige Forderungen aufzustellen. Manchmal wollen wir gern wissen, was vor uns liegt; aber wenn wir dann ernsthaft darüber nachdenken, sehen wir ein, daß wir nur an den heutigen Tag denken dürfen und darauf bedacht sein müssen, vollen Nutzen aus ihm zu schöpfen.

Meine jungen Brüder und Schwestern, das Leben ist gut, wenn wir es lenken und uns selbst zügeln. Es bietet uns große Möglichkeiten und ist ein ungeheures Recht. Möge Gott uns alle segnen, daß wir unsere Erkenntnis und Weisheit vermehren und in Glauben und Werken Fortschritt machen und dadurch ewige Herrlichkeit empfangen. Darum bitte ich im Namen Jesu Christi. Amen.



Ein Kind Gottes



In den Schriften befassen sich viele Verse mit der Abstammung und mit Vorfahren. Eine Stelle weist nach, daß Adam ein Kind Gottes ist. (Lukas 3:23-38)

Wir haben schon über die Rolle der Ahnentafel gesprochen und wie sie uns hilft, unsre Abstammung von den Vorfahren zu ermitteln. Dasselbe tut die obengenannte Schriftstelle für Adam, unsern Stammvater. Jetzt ist es unsre Aufgabe, die Familie der Vorfahren zu ermitteln und für sie die Verordnungen im Haus des Herrn durchzuführen, wodurch sie dieselben Möglichkeiten und Rechte erwerben, deren wir uns bereits heute in der Kirche des Herrn erfreuen.

Im Lauf der Jahre ist ein Hilfsmittel für uns entwickelt worden, womit wir die Namen für unsere Familie zusammenstellen können, nämlich der Familiengruppenbogen.

Schon im Jahr 1924 ist ein Formular entworfen worden, und mit ein paar Abänderungen ist es im Grunde genommen dasselbe, das wir heute benutzen. Bei der Anwendung des Familiengruppenbogens denken wir daran, daß die Familie als Einheit in die Erhöhung ‚eingeht und daß das Familienleben auch Gottes Leben ist. Auf dem Formular können wir schnell nachweisen, ob schon für jemanden aus der Familie Tempelarbeit geleistet worden ist und ob bereits Siegelungen vollzogen worden sind, wodurch die Eltern miteinander und die Kinder mit den Eltern verbunden worden sind. Durch diese Verordnung — die Siegelung — wird die Familie zusammengebracht und auf alle Zeit und Ewigkeit vereinigt. Wenn diese Arbeit an Umfang zunimmt und der Herr uns mit mehr Licht und Erkenntnis segnet, sobald wir dafür bereit sind, mag sich der Familiengruppenbogen zweifellos im Hinblick auf die Anwendung wandeln oder er mag sogar einmal ganz abgeschafft werden, weil man die Familien auf bessere Weise als Einheit identifizieren kann. Wir müssen stets daran denken, daß die Tinte und das Papier, die wir benutzen, nicht den Abschluß der Arbeit bedeuten, sondern daß sie als Werkzeug dienen, um die ewigen Segnungen unseres himmlischen Vaters Wirklichkeit werden zu lassen. Es ist Sein Wille, daß die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande gebracht wird (Mose 1:39). Brigham Young hat erklärt, daß wiederauferstandene Wesen eine Liste der Namen vieler unserer Vorfahren bringen können, die nirgends verzeichnet sind, und daß diese Boten dann fordern mögen, die Tempelarbeit solle für diese Verstorbenen verrichtet werden. („Discourses of Brigham Young", 1961er Auflage, Seite 409.) So erkennen wir, daß dies nicht anhand von Familiengruppenbogen durchgeführt wird; denn die Offenbarung wird den Vorrang vor unsern Zusammenstellungen haben.

Vielleicht ist einer der ersten Schritte beim Anwenden von Familiengruppenbogen, daß wir ein Formular für die eigene Familie anlegen. In den meisten Fällen ist es für einen Mann nicht schwer, seinen Namen mit allen erforderlichen Angaben einzutragen, dann den Namen seiner Frau mit den entsprechenden Informationen und danach diese Eintragungen für jedes Kind. Sie werden beim Ausfüllen des Formulars feststellen, daß die Familie neue Ausmaße annimmt. Bald erkennen Sie, wenn der Fami-

liengruppenbogen für Sie vollständig und auch korrekt aussieht, daß Sie eine ähnliche Niederschrift über Ihre Eltern mit Ihnen und Ihren Geschwistern als Kinder haben sollten. Dasselbe gilt für Ihren Ehepartner. So entfaltet sich vor unseren Augen ein Bericht mit der vollständigen Familie unsrer Vorfahren. Hierdurch können wir nicht nur unsere Großeltern richtig identifizieren, sondern auch deren Kinder. Schon auf einen Blick erkennen wir, auf welchen Punkt wir die Aufmerksamkeit besonders lenken müssen, so daß die Berichte nicht nur korrekt, sondern auch vollständig sind. Seien Sie bei den Eintragungen auf dem Familiengruppenbogen vorsichtig. Achten Sie darauf, daß die Angaben richtig sind, die Sie niederschreiben. Wo irgend möglich, entnehmen Sie die Informationen den Originalquellen. Prüfen Sie die Überlieferungen und Erzählungen in der Familie; das heißt, forschen Sie so lange nach, bis Sie überzeugt sind, daß sie auf Tatsachen beruhen, ehe Sie sie in Ihrem offiziellen Bericht über die Familie eintragen.

Von großem Nutzen wird Ihnen bei der Arbeit der Abschnitt unten auf dem Bogen sein, wo Sie die Informationsquellen eintragen. Hier schreiben Sie auf, wo Sie die Angaben für Ihre Aufzeichnungen gefunden haben. Bei späteren Suchaktionen, die Sie vielleicht unternehmen wollen, ist dies von unschätzbarem Wert. Es zeigt Ihnen, wo Sie bereits gesucht haben und was Sie dabei herausgefunden haben. Wenn die Vorderseite des Formulars nicht ausreicht, fahren Sie auf der Rückseite fort. Dies ist Ihr Bericht. Wenn Sie die Arbeit im Lauf der Jahre fortsetzen, stellen Sie fest, daß die Quellenangabe über die Dokumente für die benötigten Informationen äußerst wichtig ist. Es ist aber verschwendete Zeit und Mühe, wenn man dort weitersucht, wo man bereits zuvor gesucht hat. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, diesen Abschnitt des Formulars zu benutzen.

Folgendes soll uns als Aufgabe dienen, um zu sehen, ob wir das tun können, wozu uns der Vater durch Seine Propheten aufgefordert hat: Laßt uns einen Zeitpunkt festlegen, wo wir unsre Familie zu einer Versammlung zusammenrufen und unsern eigenen Familiengruppenbogen ausfüllen. Die Kinder können uns helfen; sie können ihren Geburtstag und -ort nennen. Nach der Fertigstellung zeigen Sie den Bogen den Kindern, so daß sie sehen können, daß sie Ihre Kinder und — wie alle Menschenkinder — gleichzeitig Kinder unsres himmlischen Vaters sind. Erklären Sie ihnen, wie wichtig es ist, so einen Bericht zu haben, der auch in den Berichten der Kirche festgehalten wird: Wenn Gott dann der König aller Könige und der Herr aller Herren dieser Erde wird, können wir auf dem Bericht zeigen, daß wir auch Kinder Gottes sind.

Wenn sich immer mehr Familiengruppenbogen ansammeln, ergibt sich die Frage, wie wir so viele davon führen und aufbewahren können. Möchten Sie alle Formulare bewahren, die Ihre Familie zusammenstellen kann, so ist eine der leichtesten Methoden, sie alphabetisch nach dem Familiennamen des Ehemannes einzuordnen. Auf diese Weise kann man wirklich leicht und in kürzester Zeit jeden Bogen finden. Es sind viele Systeme entwickelt worden, und einige sind auch abgedruckt worden; aber die Kirche hat niemals so einen Plan angenommen oder einen eigenen vorgeschlagen.

Gegenwärtig ist der Familiengruppenbogen das einzige Formular, das für die Durchführung der Tempelarbeit an die Genealogische Gesellschaft eingesandt werden darf. Der Grund dafür ist nicht, daß andre Formulare nicht so gut sind, sondern es soll Einheitlichkeit gewahrt werden, wenn die Urkundenabteilung der Gesellschaft die Berichte empfängt und prüft. Dies mag sich im Lauf der Zeit wandeln, wenn bessere Methoden herausgefunden werden. Bis dann aber verwenden wir das offizielle Formular, so daß die Berichte einheitlich sind. Sie können leicht erkennen, daß man die Formulare nicht aufbewahren und bearbeiten könnte, falls man jegliche Art Bericht annehmen würde. Zu Hause dürfen Sie jede Art Formular verwenden, die Sie benutzen möchten, solange die Eintragungen leserlich und verständlich für jene sind, die vielleicht eines Tages Ihre Aufzeichnungen haben und sie dann lesen und deuten müssen.

Erneut bezeugen wir Ihnen, daß dies das Werk Gottes, des ewigen Vaters, ist. Es ist das Werk, das Propheten vor alters in Visionen gesehen haben und woran sie sich gern beteiligt hätten. Aber der Apostel Paulus hat gesagt: „Diese alle haben durch den Glauben das Zeugnis Gottes empfangen und doch nicht erlangt, was verheißen war, weil Gott etwas Besseres für uns zuvor ersehen hat, damit sie nicht ohne uns vollendet würden." (Hebräer 11:39—40) O

(Fortsetzung von Seite 299)
innert, und zwar sehr deutlich. Sie sind wie ein Buch, das 19 Jahre lang im Regal gestanden hat und das er erst jetzt herunternimmt, um es zum ersten Mal zu lesen. So sind auch ihr Sohn und ihre Tochter. Vielleicht denken Sie, daß sie doch nicht zuhören. Auch die Kinder denken vielleicht, daß sie nicht zuhören. Aber das, was Sie sagen, wird vielleicht einmal das Buch sein, das sie vom Regal nehmen, um es wieder zu lesen, wenn sie es am meisten nötig haben.

Gegnerische Kräfte

Wenn die Eltern alles getan haben, um ihre Kinder zu lehren, beginnen andere Kräfte zu wirken. So eine Kraft hat den jungen Alma beeinflußt, als er mit den Söhnen Mosiahs ausgezogen war, um das Werk ihrer hervorragenden Väter zu vernichten. Sie erinnern sich gewiß, daß der Engel ausgeschickt worden ist und ihn niedergeschlagen hat — ich glaube, er hat ihn genau zwischen die Augen getroffen — und er hat drei Tage und drei Nächte wie tot dagelegen und der Engel hat gesagt:

„Siehe, der Herr hat die Gebete seines Volkes erhört und auch das Flehen deines Vaters Alma, seines Dieners; denn er hat für dich mit starkem Glauben gebetet, damit du zur Erkenntnis der Wahrheit geführt werdest, und ich bin gekommen, um dich von der Kraft und Macht Gottes zu überzeugen, auf daß die Gebete seiner Diener ihrem Glauben gemäß erhört würden." (Mosiah 27:14)

Genauso ist es mit Nephi gewesen, den seine widerspenstigen Brüder zu vernichten gesucht haben, und als der Engel gesagt hat:

„Ihr seid schnell bereit, Böses zu tun, aber langsam, euch des Herrn, eures Gottes, zu erinnern. Ihr habt einen Engel gesehen, und er hat mit euch gesprochen; ja ihr habt seine Stimme von Zeit zu Zeit gehört; und er hat zu euch geredet mit leiser, sanfter Stimme, aber ihr hattet kein Gefühl mehr dafür und konntet seine Worte nicht hören; daher hat er zu euch mit einer Donnerstimme gesprochen, von der die Erde bebte, als wenn sie bersten wollte." (1. Nephi 17:45). Nachdem Nephi dies gesagt hatte, fuhr er fort:

„. . . Ich gebiete euch im Namen des allmächtigen Gottes, mich nicht anzurühren, denn ich bin von der Macht Gottes so sehr erfüllt, daß sie fast mein Fleisch verzehrt; und wer Hand an mich legt, soll wie ein verdorrtes Rohr vergehen; und er soll wie nichts vor der Macht Gottes sein, denn Gott wird ihn schlagen." (1. Nephi 17:48)

Der Vater ist das Familienoberhaupt

Ich würde sagen, daß die zweite Pflicht der Mutter darin besteht, den Vater als Haupt der Familie anzuerkennen. Das ist die Behauptung eines bekannten Richters, der gesagt hat, daß er glaube, die Nichtbeachtung dieser Notwendigkeit sei der Ursprung vieler Schwierigkeiten in einem schlechten Zuhause. Wie soll die Mutter es machen? Jemand hat einmal gesagt, daß kleine Kinder schnell ihrem Liebesbedürfnis entwachsen — Väter aber nie. Deshalb sollen Sie den Vater als Familienoberhaupt anerkennen — sogar, wenn er es nicht verdient. Wenn er es verdient, so küssen Sie ihn, und wenn er ärgerlich wird, ignorieren Sie es. Antworten Sie mit Schweigen. Aber erwecken Sie in ihm niemals das Gefühl, daß Sie ihn nicht verstehen. Erkennen Sie den Vater als Oberhaupt der Familie an.

Präsident Brigham Young hat dazu gesagt: „Ich weiß, daß ihr guten Frauen euch oft über euren Mann ärgert und erzürnt oder ungeduldig werdet. Er behandelt euch nicht immer so rücksichtsvoll wie er eigentlich sollte; aber wenn er euch versorgt, freundlich ist und euch sonst richtig behandelt, dann bleibt bei ihm. Ich glaube, es ist von einigen gelehrt worden, daß wir mit allen Mängeln und Unvollkommenheiten dereinst wieder auferstehen, die wir hier haben; und wenn eine Frau ihren Mann hier nicht liebt, kann sie ihn auch dann nicht lieben. Das stimmt jedoch nicht. Wer zur ersten oder celestialen Auferstehung gelangt, wird rein und vollkommen sein, vollkommen im Leib. Alle Männer und Frauen, die dies unaussprechliche Ziel erreichen, werden so schön sein wie die Engel, die Gottes Thron umgeben." (Journal of Discourses, Volume 10, page 24)

Liebe Schwestern, helfen Sie also ihrem Mann nach bestem Vermögen, seine Fehler zu beseitigen, solange Sie ihn hier haben, und hoffen Sie, daß der Herr das Werk jenseits des Schleiers fortsetzt.

Veranlassen Sie Ihren Mann, daß er sein Priestertum ehrt

Eine weitere Aufgabe der Mutter ist es, ihren Mann zu veranlassen, daß er sein Priestertum ehrt. Dies ist den Worten entnommen, wie Sie sich wohl erinnern, die der Prophet Joseph Smith an die Frauenhilfsvereinigung in früherer Zeit gerichtet hat. Ihr Mann hat den Schlüssel für die richtige Tür zu einer celestialen Wohnung in der Ewigkeit für Sie und Ihre Kinder, und wenn Sie das Priestertum nicht ehren und groß machen, dann werden Sie und Ihre Familie darunter zu leiden haben. Ihnen und Ihrer Familie wird ohne ihn sogar diese celestiale Wohnung verwehrt. Sprechen Sie stets das Familiengebet, auch wenn Sie dabei die Initiative ergreifen müssen. Versuchen Sie aber nach Möglichkeit, Ihren Mann dabei die Leitung übernehmen zu lassen. Achten Sie darauf, daß er die Priestertumsversammlung besucht und daß er der Aufforderung nachkommt, Heimlehrarbeit zu tun. Versuchen Sie, alles zu tun, wozu Sie fähig sind, um ihm liebevoll und geduldig zu helfen, etwas zu erreichen, so daß Sie eines Tages mit ihm und den Kindern in den Tempel gehen können.

Nehmen Sie die Hilfe des Priestertums in Anspruch

Als nächstes möchte ich sagen, daß Sie die Hilfe des Priestertums bei anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten in Anspruch nehmen sollen. Viele neigen dazu, den Bischof zu umgehen — sie sagen, er steht uns zu nah oder er ist zu jung und unerfahren, sie fürchten, daß er ihr Vertrauen bricht — doch dies alles mag nur eine Ausrede sein.

Der Bischof kann alle Macht des Priestertums sowie der Hilfsorganisationen aufbieten. Wollten wir eine Verfügung erlassen, so müßten wir uns über den Pfahlpräsidenten mit dem Bischof in Verbindung setzen. Sie sehen also, daß es nur Zeitverschwendung ist, wenn wir uns an die Generalautoritäten wenden und den Bischof und den Pfahlpräsidenten übergehen.

Ich habe einen Brief von einem netten Mädchen erhalten, dessen Trauung ich einige Jahre zuvor vollzogen habe. Er hat mit den Schwierigkeiten der jungen Frau begonnen, und ich habe schon gedacht, daß hier eine Tempelehe vorliegt, die fehlgeschlagen ist.

„Wir haben gleich von Anfang an Schwierigkeiten gehabt. Wir haben versucht und versuchen noch heute, den Grund dafür zu finden. Unsere Schwierigkeiten sind nicht immer durch etwas Bestimmtes herbeigeführt worden. Wir sind in der Kirche tätig gewesen und haben die Versammlungen besucht; wir haben gebetet; wir haben den Zehnten bezahlt und sind regelmäßig zum Tempel zurückgekehrt. Wir haben uns sehr geliebt und haben große Erwartungen in die Ehe gesetzt. Dann haben wir ein Baby erwartet, und trotz unserer großen Vorfreude auf dieses Kind hat alles so schlimm geschienen, daß wir keine Lösung für die Schwierigkeiten erhofft haben. Als wir fast ein Jahr verheiratet gewesen sind, ist uns klargeworden, daß wir nicht länger unter diesen Umständen zusammenbleiben können, und ich habe den Bischof angerufen, der mit uns befreundet ist, und dann sind wir zu ihm gegangen. Wir drei haben uns ein wenig unterhalten. Wissen Sie, ich besinne mich nicht auf etwas Bestimmtes, worüber wir gesprochen haben, nur auf die fragwürdige Ermutigung, die er uns mit den Worten geboten hat, daß er und seine Frau nach der Hochzeit auch eine Weile Schwierigkeiten gehabt haben. Dadurch hat er angedeutet: ‚Wir haben unsere Schwierigkeiten überwunden. Könnt ihr nicht dasselbe tun?' Als wir aber sein Büro verlassen haben, da haben wir gewußt, daß wir irgendwie an einem Wendepunkt angelangt gewesen sind. Tiefer hat es nicht mit uns gehen können, und wir haben uns nun auf dem Weg nach oben befunden. Ich kann nicht erklären, warum oder was geschehen ist, aber wir haben angefangen, Fortschritte zu machen, und seitdem geht es immer weiter bergauf."

Warum? Weil sie den Rat des Bischofs befolgt haben.

Heimabende

Ich habe einmal eine Mutter gefragt, ob sie zu Hause Heimabende durchführen, und sie hat zurückgeschrieben:

„Ich habe eine ernste Krankheit erwähnt. Ich hoffe, es klingt nicht eingebildet; aber mir ist zum erstenmal klar geworden, wie wichtig ich meinen Kindern bin. Als ich hilflos dagelegen habe, als ich nicht in irgendeiner Weise für sie habe sorgen können und als ich gewußt habe, daß ich ohne das Eingreifen des himmlischen Vaters in diesem Leben keinen Einfluß mehr auf sie haben würde, wie wunderbar und kostbar sind mir da die Stunden in den zukünftigen Wochen, Monaten und Jahren vorgekommen! Ich habe mir damals vieles vorgenommen, wie ich diese Zeit noch nutzen könnte, würde sie mir noch gewährt. Eines ist gewesen, den Kindern jeden Abend vorzulesen und mich mit ihnen zu unterhalten. Ich schaffe es nicht ganz, aber wir verbringen gewöhnlich an fünf Abenden der Woche jeweils eine Stunde zusammen. Neben den anderen Dingen, woran sie Gefallen finden, habe ich ihnen den größten Teil des Buches Mormon aus einer Ausgabe für Kinder vorgelesen. Zuerst ist es mehr mein Vorschlag gewesen, aber nicht lange. Ich bezweifle nicht, daß dies Vorlesen ihnen etwas bedeutet, wenn mein Achtjähriger beim Beten für die Propheten dankt, welche die Berichte geführt haben, oder wenn mein fünfjähriger Sohn dafür dankt, daß Nephi sich mit den treuen Anhängern in die Wildnis hat retten können, als Laman und Lemuel versucht haben, ihn zu töten.

Wir haben die Erfahrung gemacht, daß unsere Liebe zueinander wächst und das Zusammengehörigkeitsgefühl unserer Familie auf eine äußerst bedeutende Weise beeinflußt wird, sobald wir unsern Kindern helfen können, das Evangelium und den Vater, der sie erschaffen hat, mehr zu lieben und besser zu verstehen. Aus diesem Grund ist der Heimabend von höchster Wichtigkeit für uns."

Liebe Mütter in der Kirche, wir sind dabei, die besten Lektionen vorzubereiten, die jemals für Familien geschrieben worden sind, um vom Vater und der Mutter in jeder Familie gelehrt zu werden. Wir haben 650 000 Handbücher gedruckt, damit sie jeder Familie in der Kirche gegeben werden. Sie versäumen etwas Großartiges in jeder Familie, wo der Heimabendleitfaden nicht durchgenommen wird.

Das Zuhause — ein Dach über einer guten Frau

Hier sind ein paar einfache Vorschläge für die Rolle der Mutter in der Familie. Wenn wir das Zuhause definieren sollten, so wie ich es wirklich kenne, würde ich sagen, das Zuhause ist ein Dach über einer guten Frau. Möge Gott den Müttern in dieser Kirche den mächtigen Einfluß geben, daß sie ihn völlig wirken lassen können, so daß wir mit den Patrioten aus alter Zeit sagen können: „Ich bin nur einer, aber ich bin jemand. Ich kann nicht alles tun, aber ich kann etwas tun, und was ich tun kann, werde ich mit Gottes Hilfe auch tun." Und jemand anders hat es so ausgedrückt: „Ihr Mütter, gebt, was ihr geben könnt. Es ist vielleicht mehr, als ihr zu der Zeit zu hoffen wagt."

Der Herr möge Ihnen helfen, dies zu tun und die Größe zu erlangen, die sich Ihnen als Mutter der Menschen darbietet, als die Schöpferin der Atmosphäre in der Familie, die Ihre Kinder in großem Maß stärkt, wenn diese so bald schon Ihrem Einfluß entzogen werden. Mögen Sie auf diesem festen Fundament bauen und die Mütter, die unter Ihrem Einfluß stehen, dahingehend belehren, daß sie das gleiche tun. Dies erbitte ich demütig, im Namen Jesu Christi. ○

Die Kirche geht vorwärts

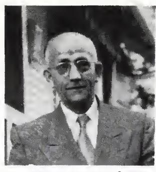
KURZBERICHTE AUS DEM ARBEITSFELD





Spatenstich in Braunschweig

Am 30. März 1968 fand in Braunschweig der feierliche Spatenstich für das neue Versammlungshaus der dortigen Gemeinde statt. Präsident Stanley D. Rees von der Norddeutschen Mission nahm die bedeutungsvolle Handlung vor. Anwesend waren seine beiden Ratgeber und der Vertreter des Bauausschusses in Frankfurt, Franz Wallner. Die Mitglieder der Gemeinde Braunschweig, geführt von ihrem Präsidenten Ulrich Bergmann und seinen beiden Ratgebern, freuen sich schon darauf, daß sie in weniger als einem Jahr ein schönes Haus für ihre Versammlungen haben werden.



Ehemaliger Missiospräsident gestorben

Adolf Richard Ranglack starb am 25. März 1968 in Salt Lake City, Utah. Im Jahre 1892 in Braunschweig geboren, wurde er mit seiner Mutter und zwei Schwestern 1903 getauft und gehört zu den ersten Mitgliedern in dieser Stadt. Er zog dann nach Berlin und hatte in der Kirche viele verantwortungsvolle Ämter inne. So war er während des zweiten Weltkriegs amtsführender Präsident der Ostdeutschen Mission mit dem Sitz in Berlin. Im Jahre 1951 wanderte er mit seiner Familie nach Salt Lake City aus.

Viele Mitglieder in Deutschland werden sich an seine aufopferungsvolle Arbeit gern erinnern.



„Das rote Seil“
war die Laienaufführung der FHV in München, die bei der dortigen FHV-Konferenz einen großen Beifall gefunden hat.



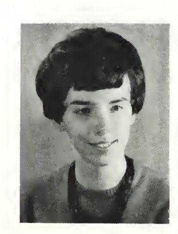
Am 12. und 13. April 1968 fand in Kassel die GFV-Führerschaftstagung der Westdeutschen Mission statt, wo die 35 Teilnehmer durch zweckdienliche Anweisungen und gemeinsames Erleben für die weitere Arbeit gestärkt wurden.



Die Gemeinde Singen am Hohentwiel ist noch klein; darum hat sie ihren Jahresausflug zusammen mit der Gemeinde Konstanz veranstaltet. Ein froher Tag in den Bodenseealpen zeigte diesen Mitgliedern der Süddeutschen Mission, wie schön die herrliche Schöpfung Gottes ist.



In der Gemeinde Zollikofen, Schweiz, veranstaltete die Primarvereinigung am 23. März ein Frühlingsfest mit allerlei Darbietungen zur Freude der Anwesenden.



Nach London auf Mission

Ursula Richter wurde am 1. Mai 1968 als Missionarin nach England berufen. Angeregt von ihrer älteren Schwester Anneliese, die auch schon als Missionarin tätig gewesen war, wurde sie 1966 in Hamburg getauft. Danach war sie Leiterin der GFVJD in der Gemeinde Wilhelmsburg. Präsident Panitsch vom Hamburger Pfahl verabschiedete sie in einer eindrucksvollen Feier. Wir wünschen ihr alles Gute und Gottes Segen.





Am 5. Mai 1968 wurde vom Ält. Ezra Taft Benson das neue Pfahlversammlungshaus in Zürich in einer Feierstunde eingeweiht. Unter Leitung des Pfahlpräsidenten Wilhelm Lauener gab es eine Sonderkonferenz zu diesem Zweck. (V. l n. r.: Sr. Mabey, Sr. Lauener, Sr. Benson; Präsident Ezra Taft Benson vom Rat der Zwölf; Heinrich Schwendener von der Pfahlpräsidentschaft; Wilhelm Lauener, Präsident des Schweizer Pfahls; Sr. Trauffer; Rendell N. Mabey, Präsident der Schweizer Mission; Walter Trauffer, Präsident des Schweizer Tempels; Percy Fetzer, Regionalvertreter der Zwölf für die deutschsprachigen Pfähle und den Pfahl Holland.)

Der Gottesdienstsaal und der angeschlossene Unterhaltungssaal reichten kaum aus, die erschienenen Mitglieder zu fassen.



An der im Schweizer Pfahl durchgeführten Ausscheidung im Freie-Rede-Wettbewerb nahmen acht Sprecher aus allen Gemeinden teil. Siegerin wurde Marlis Prohoska aus der Gemeinde Winterthur; sie wird den Schweizer Pfahl beim gleichen Wettbewerb auf der Jugendtagung in Hamburg vertreten.



Wechsel in der Führung



Ezra Taft Benson



Alma Sonne



Thomas S. Monson



Hartman Rector jr.

Knapp vor Redaktionsschluß erreicht uns diese Meldung:

Ezra Taft Benson vom Rat der Zwölf wurde im Zuge des planmäßigen Wechsels als zuständige Generalautorität zusammen mit seinem Mitarbeiter Alma Sonne, dem Europäischen Inspekteur, abgelöst. Mit Wirkung vom 1. Juni 1968 ist Thomas S. Monson vom Rat der Zwölf als zuständige Generalautorität für die vier Pfähle und die sieben Missionen in Mitteleuropa berufen worden. Ihm zur Seite steht Hartman Rector jr. vom Ersten Rat der Siebziger als neuer Inspekteur.



Bereite deshalb dein Herz vor, um die Belehrungen zu empfangen und zu befolgen, die ich im Begriffe bin, dir zu geben; denn alle diejenigen, denen dieses Gesetz geoffenbart wird, müssen ihm gehorchen. (L. u. B. 132:3)

Endowmentsessionen:
Jeden Samstag um 07.30 Uhr und 13.30 Uhr **deutsch**
ausgenommen:
jeden 1. Samstag im Monat um 13.30 Uhr **französisch**
jeden 3. Samstag im Monat um 07.30 Uhr **englisch**
zusätzlich:
jeden **Freitag vor dem 3. Samstag,** 18.00 Uhr **englisch.**

Bitte beachten Sie die weiteren Ausnahmen:
Samstag, 26. Okt. 1968 — holländisch
Samstag, 2. Nov. 1968 — englisch am Vormittag.

Korrespondenz an:
Swiss Tempel CH-3052 Zollikofen Schweiz
Telephon: 031 - 57 09 12

Was jeder Tempelbesucher wissen muß:
1. Vergessen Sie nie Ihren Tempelempfehlungsschein.
2. Bringen Sie einen korrekt ausgefüllten Familiengruppenbogen mit, wenn Sie Ihre Familie angesiegelt haben wollen.
3. Geben Sie uns frühzeitig Ihre Unterkunftswünsche bekannt und kommen Sie nie später als 20.00 Uhr im Informationsbureau an.

Zusätzliche Siegelungssessionen:

An den Tagen, wo keine Endowmentsessionen stattfinden, werden zusätzliche Siegelungssessionen durchgeführt, um das Werk zu beschleunigen.

Montag	um 08.15 Uhr und 18.15 Uhr
Dienstag	um 08.15 Uhr
Mittwoch	um 08.15 Uhr
Donnerstag	um 08.15 Uhr und 18.15 Uhr

Erforderlich sind mindestens zwei Paare, und es wird gebeten, darauf zu achten, daß die gleiche Anzahl Brüder und Schwestern kommen.

Es können nach der Session um 08.15 Uhr noch weitere Siegelungssessionen angeschlossen werden.

Weitere Endowmentsessionen im Jahre 1968:

1. Juli	—	4. Juli	schwedisch
8. Juli	—	11. Juli	dänisch
15. Juli	—	18. Juli	deutsch
22. Juli	—	25. Juli	deutsch
29. Juli	—	1. Aug.	holländisch
5. Aug.	—	8. Aug.	französisch
12. Aug.	—	15. Aug.	schwedisch
19. Aug.	—	22. Aug.	finnisch
26. Aug.	—	29. Aug.	dänisch
2. Sept.	—	5. Sept.	**deutsch (Priestertum)***
6. Sept.	—	7. Sept.	deutsch
9. Sept.	—	3. Okt.	TEMPEL GESCHLOSSEN
7. Okt.	—	10. Okt.	deutsch
14. Okt.	—	17. Okt.	deutsch
21. Okt.	—	24. Okt.	deutsch
		26. Okt.	holländisch
		2. Nov.	englisch (vormittags)

* Beachten Sie besonders diese Sessionen speziell für das Priestertum!

Wir erwarten aus jeder Gemeinde im deutschen Sprachraum e i n e n Bruder. Die Pfahl- und die Distriktspräsidenten werden gebeten, diese Aktion persönlich zu fördern und die Werbung und Durchführung zu überwachen.

Tempeltrauungen: (Hier werden nur solche Ehepaarssiegelungen aufgeführt, die unmittelbar nach der Ziviltrauung vollzogen worden sind.)

11. Mai 1968: David M. Schimmer — Gudrun Kröll, Westdeutsche Mission

18. Mai 1968: Michael J. King — Carolyn Fisher, Westdeutsche Mission

Eine Aufgabe, die nur von innen aus getan werden kann

ÄLT. STERLING W. SILL, Assistent des Rates der Zwölf

Als ich vor kurzem morgens gerade von zu Hause fortgegangen bin, habe ich auf eine schwarze Walnuß getreten. Auf dem Weg zur Arbeit habe ich sie bei mir getragen, und jetzt, da sie in meiner Hand liegt, erscheint sie mir wie ein Symbol des Lebens. Der Kern hat eine Schale so hart wie die einer Muschel. Könnte man innen hineinsehen, so würde man lauter steinharte Verstrebungen entdecken, die als Stützen dienen. Innerhalb dieses Labyrinthes befindet sich eine Masse, die eine ungeheure Kraft in sich birgt. Pflanzt man diesen Samen unter den richtigen Bedingungen ein, so entsteht innen Wärme. Von außen könnte man selbst einen Lötkolben an die Walnuß heranhalten, ohne daß viel geschehen würde, aber wenn sich die Wärme in einem Menschen oder in unserer Walnuß entwickelt, treten wichtige Ereignisse ein.

Bei der Walnuß wird durch eine starke Kraft die Steinschale wie Papier durchstoßen, und ein kleiner Sproß kommt hervor, um seine wichtige Aufgabe zu erfüllen und im Licht der Sonne zu wachsen. Die Walnuß besitzt aus sich selbst heraus die Fähigkeit, dem Wasser, dem Boden und der Luft alle Stoffe zu entziehen, die sie zum Wachstum braucht, um dann ein großer Walnußbaum zu werden mit allem, was dazu gehört, Stamm, Laub, Blüten, Duft und Früchten, die millionenfach das wieder hervorbringen, was anfangs zur Entstehung nötig war.

Gott hat nun aber die besten Gaben nicht etwa den Walnüssen überlassen. Die Seele des Menschen ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden, und jeder hat eine Reihe von göttlichen Eigenschaften und Fähigkeiten erhalten. Ich kenne keinen großartigeren Gedanken als den, daß jeder Mensch, der nach dem Evangelium Jesu Christi lebt, eine weitaus wunderbarere Kraft bekommt, die ihn befähigt, seiner Umgebung alles zu entnehmen, was nötig ist, um so wie Gott zu werden. Ich bete demütig darum, daß Gott unsere Anstrengungen segnet, damit wir dieses Ziel erreichen, im Namen Jesu Christi, amen.